

März 3/2010

Aus dem Inhalt

Hermann Wieh
Früh- oder Spätschicht? 65

Reinhold Malcherek
Anspruchsvoll feiern 67

Thomas Kroll
Knarre oder Kreuzesnachfolge? 74

Josef Schäfers
Pfarrliche Arbeit durch Familienzentren 76

Herbert Busch / Birgit Schiller
Spirituelle Heilungsangebote – Humbug oder
Alternative? 79

Josef Herberg
Bildung im christlich-islamischen Feld 83

Manfred Glombik
Ein Partner mit hohem Ansehen 90

Literaturdienst: 94
Elisa Stams: Das Experiment Jugendkirche

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Pfarrdechant Dr. Hermann Wieh, Johannisfreiheit 12, 49074 Osnabrück | Dechant Dr. Reinhold Malcherek, Klostersgasse 9, 53844 Troisdorf | Dr. Thomas Kroll, Holsteinische Straße 21, 10717 Berlin | Josef Schäfers, Stadtdekanat Köln, Domkloster 3, 50667 Köln | Herbert Busch, Wasserbergerstraße 91, 52525 Heinsberg | Dr. Josef Herberg, Pützfelder Weg 24, 53177 Bonn | Manfred Glombik, Tosmarblick 35, 31141 Hildesheim

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Hermann Wieh

Früh- oder Spätschicht?

Früher war das selbstverständlich: Mitten im Dorf steht die Kirche und der Pfarrer ist immer verfügbar – und wenn nicht er selbst, so doch wenigstens seine Haushälterin. Das gab Sicherheit und jeder wusste: Hilfe ist nahe, wenn mal etwas passiert. Dieselbe Rolle spielten – je auf ihrem Fachgebiet – der Arzt, der Apotheker und der Lehrer.

Dieses Ideal prägt bis heute die Erwartungen vieler Gemeindemitglieder, besonders der Fernsehenden. Aber es steckt auch als spiritueller Anspruch in den Köpfen und Herzen vieler Priester und Laienmitarbeiter. Denn es ist wirklich ein Ideal, dessen Erfüllung dem eigenen Leben Sinn und Anerkennung verleiht. Aber: In einer modernen und differenzierten Gesellschaft ist ein Leben dieses Ideals nicht mehr möglich. In einem mühsamen Anpassungsprozeß holt die Kirche in vielen Strukturdebatten und Reformen momentan das nach, was Schulen und medizinische Versorgung schon länger prägen: Konzentration und Differenzierung des Angebotes, um den verschiedenartigen und zudem gestiegenen Erwartungen der „Kunden“ gerecht zu werden. Bleiben da die Ideale auf der Strecke?

In der Fastenzeit gibt es in vielen Gemeinden Früh- oder Spätschichten. Einge-laden wird zu einem zusätzlichen Treffen, um gemeinsam zu meditieren, zu beten, Erfahrungen auszutauschen. Oft wird das Treffen mit einem gemeinsamen Frühstück oder Abendbrot abgeschlossen. Diese Ver-

anstaltungen sind ganz bewusst als zusätzliche Herausforderung gedacht, um das eigene geistliche Leben in der Vorbereitung des Osterfests zu intensivieren.

Sie sind sozusagen die kleine Form der „Exerzitien im Alltag“. Das ganze Jahr hindurch könnte man solche zusätzlichen Anstrengungen nicht durchhalten.

Die neuen Aufgaben in einer zweiten, dritten und vierten Gemeinde werden von vielen pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sozusagen als zusätzliche Früh- und Spätschichten übernommen, die aber nicht zu Ostern enden, sondern das ganze Jahr hindurch weiterlaufen. Dazu kommt der Verlust der Heimat: Wo bin ich denn nun zuhause, in der Gemeinde A, B, C oder D? Oder bin ich eher irgendwo und nirgends?

Die Zusage der Liebe Gottes bedeutet Heil für die Menschen so wie sie sind und wie sie leben. Egal in welchem Beruf oder in welcher Lebenssituation: Gott will dem Menschen in Jesus Christus nahe sein, ihn heiligen und heilen. Gottes Heil zu entdecken und zu vermitteln ist Aufgabe der Seelsorge.

Jeder vernünftige Mensch geht entweder zur Früh- oder zur Spätschicht. Das gilt auch im übertragenen Sinn: Als Seelsorger in heutiger Zeit müssen wir lernen, spirituell verantwortlich und liebevoll Nein zu sagen. Zur Liebe gehört es, in einer unübersichtlichen Situation Übersicht zu schaffen. Mein Tagesablauf ist deshalb möglichst transparent und ich erzähle, wann und wo ich im Einsatz bin. Immer wieder begründe ich, dass ich nicht in C sein kann, weil ich zur gleichen Zeit in A Aufgaben zu erfüllen habe. Diese Transparenz macht es auch möglich zu sagen: „Morgen habe ich frei, um meine Freunde zu besuchen“ oder: „Am ersten Montag im Monat halte ich einen Einkehrtag. Das ist mir sehr wichtig und ich kann deshalb nicht zu Ihrer Veranstal-

tung kommen. Bitte bestellen Sie Grüße von mir.“

Zum liebevollen „Nein“ gehört gleichzeitig das liebevolle „Ja“ zu den Aufgaben, die ich im Rahmen von Gemeinde und Kirche übernommen habe. Natürlich muss ich Prioritäten setzen – und diese Aufgabe nimmt mir auch kein Vorgesetzter ab! Das Ziel der „Förderung von Heil und Heiligkeit“ ist mir dabei eine große Hilfe. Eine gemeinsam durchdachte Vorbereitung und Gestaltung der Gottesdienste lässt nicht nur mich selbst, sondern auch die Mitarbeitenden die Heiligkeit des Wortes Gottes und der liturgischen Traditionen erleben. Als Pfarrer sehe ich in den vielen Organisationsaufgaben und Sitzungen vor allem die Chance, mich um ein heilsames Klima untereinander zu kümmern. In vielen Gesprächen mit Haupt- und Ehrenamtlichen versuchen wir gemeinsam herauszufinden, welcher Einsatz den Gaben des Einzelnen am besten entspricht. Die Erkenntnis, dass all unser menschliches Handeln nur vorläufig ist und der Ergänzung durch die Heiligkeit Gottes bedarf, macht notwendige Kompromisse leichter erträglich.

Früh- oder Spätschicht? Als Seelsorger kann und muss ich mich entscheiden, weil beides zusammen auf die Dauer kaputt macht. Mein Ideal ist es, meine Gaben und Fähigkeiten so gut wie möglich für den Aufbau des Reiches Gottes einzusetzen. Den Rest muss ich Gott selbst überlassen. Dabei vertraue ich dem Wort der Heiligen Schrift, dass der unendlich heilige Gott keinen Abend und keinen Morgen kennt. In seine Hände lege ich voll Vertrauen meinen Geist und meine Grenzen.

Liebe Leserinnen und Leser,

Fasten- und Osterzeit umfassen den liturgisch reichsten Abschnitt des Kirchenjahres. So passt es gerade in diese Wochen, sich grundsätzlich Gedanken zu machen über den Anspruch von Liturgie und darüber, wie gottesdienstliches Feiern diesem Anspruch gerecht wird. Dazu regen die Ausführungen von **Dechant Dr. Reinhold Malcherek** aus Troisdorf an, Habilitand im Fachbereich Liturgiewissenschaft an der Theol. Fakultät Bonn.

Als Impuls für den Karfreitag gibt nach längerer Pause **Dr. Thomas Kroll**, Pastoralreferent in Bremen und Fachmann für das Crossover von Theologie und Film, einen aktuellen Filmtipp: „Gran Torino“ von Clint Eastwood.

Im Erzbistum Köln gibt es bereits seit Längerem eine Phase der Gründung von sog. „Familienzentren“. Was es damit auf sich hat und wie sie in die pastorale Arbeit der Seelsorgebereiche hineinwirken können, schildert an einem konkreten Projektbeispiel **PR Josef Schäfers**, Regionalreferent in der Gemeindepastoral im Stadtdekanat Köln.

Herbert Busch, Leiter des Kath. Beratungszentrums für Ehe-, Familien-, Lebens- und Glaubensfragen des Bistums Aachen in Mönchengladbach, sowie die Ärztin **Birgit Schiller**, die aktiv im Bistums-AK für östliche Religionen mitarbeitet, bieten angesichts des überflutenden Marktes esoterischer Lebenshilfe aus seelsorglicher und ärztlicher Perspektive eine hilfreiche Krieteriologie zur Beurteilung dessen, mit was man konfrontiert werden kann.

Einen spannenden Überblick, wie sich christlich-islamischer Dialog seit den 70er Jahren verändert hat, liefert anhand der Veranstaltungen der Kath. Akademie Bensberg sowie des Kath. Bildungswerks Bonn dessen Leiter, **Dr. Josef Herberg**. Seine Ausführungen sind nicht nur Rückblick, sondern geben auch Impuls-Hinweise für die Zukunft.

Zum guten Schluss gibt es aus der Feder von **Manfred Glombik**, früherer Personaldezernent der FH Hildesheim und Spezialist für christl. Gesellschaftslehre, einen Gedenkartikel zum Nestor dieser Disziplin, P. Prof. Dr. Oswald von Nell-Breuning, der am 8. März 120 Jahre geworden wäre – das Beispiel eines wegweisenden „Kirchenlehrers“, der schon 1928 (!) über die „Grundzüge der Börsenmoral“ promovierte.

Eine gute Zeit der Vorbereitung auf die Heilige Woche wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

Anspruchsvoll feiern

Die Liturgie der Kirche und ihr gott- menschlicher Anspruch

I. Einleitung

Ansprüche zu stellen steht heutzutage meist in zwiespältigem Licht: Auf der einen Seite erscheint der Verdacht des Elitären, dass da erhöhte Ansprüche den Zugang für alle erschweren sollen, damit ein erlesener Kreis unter sich bleiben kann. Auf der anderen Seite wird abgewiegelt. Man könne sich in unserer Zeit keine großartigen Ansprüche mehr leisten; man müsse angesichts der Verhältnisse, die nun einmal so sind wie sie sind, „kleine Brötchen“ backen, also Ansprüche herunterschrauben. Oft ist dann – ob mathematisch korrekt oder nicht – vom kleinsten gemeinsamen Nenner die Rede. Manchmal weist man Ansprüche auch zurück, weil sie für theoretische Spielereien angesehen werden, die mit dem konkreten Leben, mit dem, wo „die Leute“ stehen, nichts gemein haben.

Die Liturgie der Kirche kommt ohne Zweifel mit Anspruch daher. Davon war und ist immer wieder zu hören – einige Streiflichter:

- Das Motu proprio *Summorum Pontificum* Papst Benedikt XVI. vom 7. Juli 2007 mahnt den Anspruch der durch das II. Vatikanische Konzil reformierten Liturgie an, und greift deshalb u.a. auf die „Alte Liturgie“ als außerordentlicher Form zurück.¹ Deren Anspruch soll die Feier der ordentlichen Form befruchten.
- Von der Sinus-Milieu-Studie her erscheint manchem der Anspruch, den die Liturgie der Kirche stellt, zu hoch. Es werden nur wenige Milieus erreicht.

Veränderung sei dringend geboten. Niederschwellige Angebote müssen her, denn es gelte, die Menschen zur Liturgie dort abzuholen, wo sie stehen.²

- Demgegenüber rufen wieder andere in Erinnerung: „Die Kirche feiert Geheimnisse und befriedigt nicht Bedürfnisse!“ Die Liturgie ist keine kirchliche Bedürfnisanstalt, sondern Feier des gottgeschenkten Glaubens!
- Auf ihrer Frühjahrsvollversammlung 2008 verlautbarte die Deutsche Bischofskonferenz Zeitungsberichten zufolge den Anspruch, dass die liturgischen Handlungen Feiern der Kirche seien und deshalb nicht der individuellen Gestaltung offen stünden.
- In seiner Rede auf der 4. Generalkongregation des II. Vatikanums vom 22. Oktober 1962 formuliert der Mailänder Erzbischof Kardinal Montini – der spätere Papst Paul VI. – den Anspruch: „Die Liturgie ist doch für die Menschen da, und nicht die Menschen für die Liturgie.“ Und fordert, dass das „Hindernis einer Sprache [des Latein] beseitigt“ gehört, die „unverständlich ist und zu der nur wenige einen Zugang haben“, die „unser Volk nicht zur Teilnahme am Gottesdienst anleitet, vielmehr davon abhält“.³
- Romano Guardini stellte einst die Frage, ob „man, statt von Erneuerung zu reden, nicht lieber überlegen [sollte], in welcher Weise die heiligen Geheimnisse zu feiern seien, damit dieser heutige Mensch mit seiner Wahrheit“ – sprich: mit seinem Anspruch – „in ihnen stehen könne?“

II. Der theologische Anspruch der Liturgie nach *Sacrosanctum Concilium* des II. Vatikanischen Konzils

Romano Guardinis Frage führt hin zur Liturgiekonstitution *Sacrosanctum Concilium* – kurz SC – des II. Vatikanischen Konzils⁵,

die sich – wie das gesamte Konzil – nach Artikel 1 das Ziel gesetzt hat, das „christliche Leben unter den Gläubigen mehr und mehr zu vertiefen, die dem Wechsel unterworfenen Einrichtungen den Notwendigkeiten unseres Zeitalters besser anzupassen“. Von der liturgietheologisch wie liturgisch-praktisch fundamental bedeutsamen Liturgiekonstitution her möchte ich mich dem theologischen Anspruch liturgischen Feierns nähern. Dabei habe ich die dazu einschlägigen Artikel 5 bis 8 im Blick, die im 1. Kapitel der Konstitution „Das Wesen der heiligen Liturgie und ihre Bedeutung für das Leben der Kirche“ thematisieren. Konkret gehe ich von der definitorischen Umschreibung von Liturgie aus, die in SC 7 vom Konzil vorgelegt wird:

„Mit Recht gilt als die Liturgie als Vollzug des Priesteramtes Jesu Christi; durch sinnenfällige Zeichen wird in ihr die Heiligung des Menschen bezeichnet und in je eigener Weise bewirkt und vom mystischen Leib Jesu Christi, d. h. dem Haupt und den Gliedern, der gesamte öffentliche Kult vollzogen.“

Im Ausgang von dieser Textpassage sollen einige Grundlinien des theologischen Anspruchs der liturgischen Feier der Kirche skizziert werden.

1. Liturgie ist Vollzug des Heilshandelns Gottes im Heute

Mit dem „Priesteramt Jesu Christi“ ist sein sazerdotales Priestertum gemeint. D.h. es geht um Jesus Christus als den Mittler zwischen Gott und den Menschen. In diesem Sinne des Heilsmittlers ist Christus der einzige und eschatologisch-endgültige Priester im Christentum.⁶

Dieses mittlerische, eben priesterliche, Handeln bezieht sich auf das ganze Leben Jesu: Leben, Leiden, Sterben, Tod und Auferstehung. Die Menschwerdung des Wortes und der heilsgeschichtliche Kulminationspunkt im Durchgang Jesu durch Leiden und Tod zum erhöhten Leben der Auferstehung – das Pascha-Mysterium – bilden eine

Einheit. Das Handeln Jesu als des einzigen Priesters ist seinem Wesen nach Heilshandeln. In seinem Reden und Tun realisiert sich der universale Heilswille Gottes. So hält gleich als Erstes SC 5 programmatisch mit 1 Tim 2,4 fest: Gott „will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen“.

Liturgie als „Vollzug des Priesteramtes Jesu Christi“ heißt somit: Jede liturgische Feier vergegenwärtigt in der Kraft der geistgewirkten Erinnerung die unbedingte Zuwendung Gottes zum Menschen in Jesus Christus. Ganz so betet die Kirche in liturgisch hochwertiger Zeit der „Drei österlichen Tage vom Leiden, vom Tod und von der Auferstehung des Herrn“ in der „Messe vom Letzten Abendmahl“ am Abend des Gründonnerstags im Gabengebet: „Herr, gib, daß wir das Geheimnis des Altares ehrfürchtig feiern; denn sooft wir die Gedächtnisfeier dieses Opfers begehen, vollzieht sich an uns das Werk der Erlösung. Durch Christus, unseren Herrn.“⁷ In der Feier kommt Gottes Erlösungshandeln zur aktuellen Gegenwart. In der gleichen Messfeier des Gründonnerstagsabends wird das nochmals überdeutlich markiert im so genannten Einsetzungsbericht des Eucharistischen Hochgebets, wenn es dort – und im Kirchenjahr nur in dieser liturgischen Feier – heißt: „Denn am Abend, an dem er ausgeliefert wurde und sich aus freiem Willen dem Leiden unterwarf – das ist heute –, nahm er das Brot ...“⁸ „Das ist heute“ – Liturgie ist Vollzug des Heiles Gottes im Heute der aktuellen liturgischen Versammlung; das göttliche Heil verliert sich nie im Dunkel der Vergangenheit. Von diesem ihrem heilshaften Wesen her will die Liturgie der Kirche, will Gott durch das Medium des liturgischen Geschehens alle Menschen erreichen, damit sie seine tröstend-befreiende Liebe erfahren. So ist es jeder liturgischen Feier um das Heute Gottes zu tun, der im Heiligen Geist durch Jesus Christus – wie das Große Glaubensbekenntnis sagt – „für uns Menschen und zu unserem Heil“ gehandelt hat und immer noch handelt.

2. Liturgie ist Begegnung zwischen Gott und Mensch

Das Priesteramt Christi verweist nicht nur auf ihn als Handelnden, sondern schließt notwendig die Adressaten seines Handelns mit ein. Die von seinem Heilswillen getragene unbedingte Zuwendung Gottes, die im priesterlichen Wirken Jesu Christi Gestalt annimmt, ist nicht eine „an-und-für-sich“. Sie ist auf die Menschen ausgerichtet und kommt in ihrem Leben erst ans Ziel. Immer ist das „Für euch“ gemeint. Liturgie ist damit, als Begegnung zwischen Gott und Mensch zu qualifizieren. Dieser Begegnung kommen bestimmte charakteristische Merkmale zu:

a) Heilswirksame Begegnung

Gottes unbedingte Zuwendung zum Menschen bedeutet die „Heiligung des Menschen“ (SC 7). Diese absteigende, katabatische Bewegung von Gott her zum Menschen hin ist primär. Gott allein ist in der Geschichte des Heiles wie in der Feier der Liturgie der Initiator. Nur er ist die Quelle der Lebensgnade, der Heiligung.

b) Dialogische Begegnung

Die Zuwendung Gottes will im Menschen ankommen und fordert ihn zur Reaktion heraus. Diese aufsteigende, anabatische Bewegung, das was SC 7 den „Kult“ nennt, ist immer Antworthandeln und steht daher an zweiter Stelle. Die Antwort des Menschen, sein Dienst vor Gott zeigt sich allein ermöglicht und getragen durch die liebende Zuwendung Gottes. Beide Bewegungen – Katabase und Anabase – bilden eine Einheit. Es geht um ein dialogisches Ineinander und Miteinander.⁹ SC 33 bringt das ausdrücklich ins Wort: „in der Liturgie spricht Gott zu seinem Volk; in ihr verkündet Christus noch immer die Frohe Botschaft. Das Volk aber antwortet mit Gesang und Gebet.“

Die Liturgie als Wort-Antwort-Geschehen verstanden impliziert, dass es auch tatsächlich zur Antwort des Menschen kommt. Ohne Annahme und Antwort erreicht Got-

tes unbedingte Zuwendung nicht ihr Ziel, läuft ins Leere. Deutlich hält deshalb SC 11 in einer Spitzenaussage fest: „Damit aber dieses Vollmaß der Verwirklichung [nämlich der Heiligung der Menschen und der Verherrlichung Gottes] erreicht wird, ist es notwendig, daß die Gläubigen [...] mit der himmlischen Gnade zusammenwirken, um sie nicht vergeblich zu empfangen.“ Konsequenter folgt der Artikel dann, dass bei den liturgischen Handlungen darüber gewacht werden muss, dass „nicht bloß die Gesetze des gültigen und erlaubten Vollzugs beachtet werden, sondern auch daß die Gläubigen bewußt, tätig und mit geistlichem Gewinn daran teilnehmen.“ Der Mensch in seiner je konkreten Lebenssituation gehört im liturgischen Dialog konstitutiv dazu. Liturgie ist – nochmals mit SC 7 gesagt – „Werk Christi, des Priesters, und seines Leibes, der die Kirche ist“. Die liturgische Versammlung ist sekundäres Subjekt der Liturgiefeier, weshalb die *participatio actuosa*, die tätige Teilnahme, so wie SC 14 sagt, vom „Wesen der Liturgie selbst verlangt“ ist.

c) Personale Begegnung

Aus dem zuvor Gesagten ergibt sich, dass es in der Liturgie um eine personale Begegnung zwischen Gott und Mensch geht. Gott wird als Du angesprochen. Das entspricht dem personalen Gottesbild der jüdisch-christlichen Tradition. Als Schlüsseltexte zum Verständnis der Liturgie als gott-menschlichem Dialog sind deshalb die biblischen Erzählungen bedeutsam, die Begegnungen von Gott und Mensch erzählen. Hier ist z.B. an die Begegnung des Mose mit Gott im brennenden Dornbusch (Ex 3,1–15) zu denken oder an die Emmausjünger, die dem auferstandenen Christus auf ihrem Flucht-Weg begegnen (Lk 24,13–35).

Von der gott-menschlichen Begegnung in der Liturgie kann nur in der Weise der Analogie, also in der Sprache der Annäherung gesprochen werden. Deshalb dürfen nicht einfach Erfahrungswerte von Begegnungen unter Menschen eins zu eins auf die Gottes-

begegnung übertragen werden. Und doch geht es um wirkliche Begegnung, die mit solcher unter menschlichen Partnern vergleichbar ist. Analogie heißt dann: Gott bleibt im Begegnungsgeschehen der unbegreifliche Gott. Auch in seiner Zuwendung zum Menschen begegnet der sich selbst offenbarende Gott als bleibendes Geheimnis. Er kann durch liturgische Handlungen nicht vereinnahmt werden. Zugleich bleibt in der Liturgie auch der Mensch Mensch. Er wird von Gott als Subjekt in Freiheit ernst genommen und nicht zum Objekt degradiert. Als biblische Schlüsselszene ist hier die bereits erwähnte Begegnung zwischen Gott und Mose am brennenden Dornbusch bezeichnend (Ex 3,1–15): In dieser gott-menschlichen Begegnung kommt die Spannung von Vertrautheit und Fremdheit, Nähe und Distanz, von unbegreiflichem Schöpfer und begrenztem Geschöpf handfest zur Sprache. Gott zeigt sich in der außergewöhnlichen Erscheinung des brennend-nicht-verbrennenden Dornbuschs als der geheimnisvoll Heilige. In Respekt vor ihm muss Moses seine Schuhe ausziehen. Es ergibt sich Distanz zu dem unbegreiflichen Gott. Und doch gehört die vertrauensschaffende Nähe gleichfalls dazu. Gott ruft Moses beim Namen. Es kommt zu einem Gespräch in der für Moses vertrauten Sprache, wie unter Menschen. Moses kann Gott so nahe kommen auch mit seinen Einwänden gegen seine Berufung. Im Gespräch zeigt Gott sich als der menschnahe, dem das Leid seines Volkes in Ägypten zu Herzen geht, und der Rettung bringen will durch Moses.

Vor allem schenkt die Liturgie Begegnung mit der Person Jesu Christi. „Er ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes“ (Kol 1,15), so dass wir an Jesus, an seinen Worten und Taten, ablesen können wer Gott für uns ist. Liturgisch gewendet heißt dieser christologisch-inkarnationstheologische Aspekt, dass Christus der eigentliche Liturge und erste Träger allen liturgischen Geschehens ist, der primär Handelnde. In diesem Sinne betont SC 7, dass sich Christus in den liturgischen Handlungen der

Kirche wirkend gegenwärtig zeigt, seine Lebensdynamik zum Heil der Menschen entfaltet.

Gerade die angesprochene personale Dimension der Liturgie birgt einen herausfordernden Anspruch.¹⁰ Sie fragt an, wie es um den Glauben an Gott als Person steht. Das liturgische Handeln bereitet von daher allen Schwierigkeit, die das personale Gottesverständnis nicht teilen. Man denke z.B. an den Vollzug des Eucharistischen Hochgebetes: Dieses Gebet der ganzen Versammlung setzt Gott als den voraus, den der Gläubige als Du ansprechen kann, dem er dankt für sein liebevolles Entgegenkommen. Das kann nur der vollziehen, der das Du Gott gegenüber teilt und immer wieder im persönlichen Gebetsleben einübt.

d) Mittelbare Begegnung

Die liturgische Begegnung zwischen Gott und Mensch ist immer eine durch Zeichen und Symbole vermittelte: z.B. durch Wort, Musik und Kunst, durch Leiblichkeit und materielle Dinge sowie durch Raum und Architektur. SC 7 führt an, dass „durch sinnenfällige Zeichen“ in der Liturgie Heiligung und Gottesverehrung geschehen. Der Grund ist ein inkarnationstheologischer, denn Christus ist das Fleisch gewordene Wort Gottes und so die sichtbare Gestalt des unsichtbaren Gottes. Anthropologisch ist andererseits die Sinnenfälligkeit der Liturgie notwendig durch die leibliche Verfasstheit des Menschen, die seine Beziehung zu Welt und Mitmensch und auch zu Gott prägt.

Liturgie stellt demnach grundsätzliche Ansprüche an die sinnliche Wahrnehmung und die Symbolfähigkeit des Menschen. Sie fordert, Immanenz und Transzendenz gleichermaßen ernst zu nehmen; Transzendentes im Immanenten zu entdecken. Liturgie braucht sodann eine spezifisch christliche Feierkompetenz. Die Feiernden müssen beheimatet sein in der Welt der Liturgie, deren Elemente oft alter Tradition entstammen und im Augenblick des Vollzugs sich mit dem Heute der Feiergemeinde verbinden wollen. Solche liturgische Feierkompe-

tenz, die je und je neu der Einübung bedarf, stellt die Grundlage dafür dar, dass die gegenwärtige Situation der Gläubigen – in Vertrauen und Freude wie Angst und Trauer – mit der überkommen Tradition der liturgisch gespeicherten Erfahrung in eine wechselseitige Beziehung treten kann, und Liturgie sich so als ein dynamischer Vollzug erweist, der die Lebenskraft Gottes in der Gegenwart entbindet.

3. *Liturgie ist Sammlung des Gottesvolkes*

Zum Priesteramt Jesu Christi gehört die Sammlung der Menschen zur Gottesgemeinschaft. In eschatologischer Perspektive hat Jesus die endgültige Sammlung des Volkes Gottes jetzt schon begonnen. Sie setzt sich fort in der Glaubensgemeinschaft der Kirche. Deshalb „hat die Kirche“ – wie SC 6 sagt – „niemals aufgehört, sich zur Feier des Pascha-Mysteriums zu versammeln“. Zum Wesen der Liturgie gehört die Sammlung der Getauften, die der Kirche am konkreten Ort sichtbare und erfahrbare Gestalt verleiht. Das gilt insbesondere von der Feier der Eucharistie am Sonntag als Kernfeier der Kirche. Christliche Gemeinde braucht deshalb lebensnotwendig die liturgische Versammlung.

Dieser ekklesiale Charakter der Liturgie steht in Frage, wo die Sammlung zur liturgischen Feier vor Ort in einer Gemeinde z.B. aufgrund des Priestermangels nicht mehr stattfindet. Fraglich wird der ekklesiale Charakter aber auch, wenn eine liturgische Feier – wie zunehmend bei Taufen oder Trauungen – auf rein familiärem Hintergrund gedeutet wird: „Das ist doch unsere (Familien-)Feier.“ Oder, wenn die individuelle Andacht in den Vordergrund rückt: „Mein Gott und ich.“ Schließlich erschweren auch immer stärker ausdifferenzierte Zielgruppengottesdienste die Wiedererkennung der Sammlung aller Getauften, was wiederum vor allem den Sonntag betrifft.

4. *Liturgie ist vorgängiges Handeln Jesu Christi*

Liturgie als „Vollzug des Priesteramtes Jesu Christi“ heißt, dass etwas Vor-Gegebenes nachvollzogen wird. Vorgabe ist das Heilshandeln Jesu, in dem die unbedingte Zuwendung Gottes zum Menschen erfahrbar wird. Dieses Heilshandeln ist der Liturgie zum Nachvollzug aufgegeben; das muss gefeiert werden, daran ist Maß zu nehmen. Von daher ist – wie bereits gesagt – Christus der primär Handelnde.

Man kann hierbei von der heilsgeschichtlichen, genauer der soterisch-christologischen Objektivität sprechen. Deshalb ist die Liturgie keine beliebige Verfügungsmasse der Kirche oder einzelner Christen in ihr. Wo Gottes Handeln zum Heil der Menschen durch Jesus Christus in der Kraft des Heiligen Geistes im liturgischen Vollzug nicht voll zur Geltung kommt und sich nicht im Medium seiner Wort- und Symbolgestalt entfalten kann, da steht die Liturgie insgesamt in Frage. Die soterisch-christologische Objektivität fordert zu immer neuem Bemühen darum heraus, dass Gott mit seiner Zuwendung zum Zuge kommen und ankommen kann. Sich lediglich an menschlichen Bedürfnissen zu orientieren verbietet sich von daher.

Im Gegenüber dazu muss auch von einer ekklesialen Objektivität der Liturgie gesprochen werden, also der verbindlichen Regelung der liturgischen Vollzüge durch die Kirche. Solche Normen, die die wort- wie symbolhafte Gestalt betreffen, unterliegen dem geschichtlichen Wandel. So hat es in der Geschichte der Liturgie seitens der Kirche immer wieder verändernde Eingriffe in die liturgischen Feiern gegeben und ist Liturgiereform bleibend notwendig für die Kirche.¹¹

Hier zeigt sich erneut die herausfordernde Spannung im gott-menschlichen Begegnungsgeschehen: Gott und den Menschen gerecht zu werden, damit der Dialog gelingen kann. In dieser gott-menschlichen Polarität äußert sich mit Blick auf die „Erneuerung der heiligen Liturgie“ SC 21: „Bei dieser Erneuerung sollen Texte und

Riten so geordnet werden, daß sie das Heilige, dem sie als Zeichen dienen, deutlicher zum Ausdruck bringen, und so, daß das christliche Volk sie möglichst leicht erfassen und in voller, tätiger und gemeinschaftlicher Teilnahme mitfeiern kann.“

5. Liturgie ist auf die Zukunft Gottes hin offen

Das Heilshandeln Jesu Christi, sein Priestertum, vollzieht sich im eschatologischen Kontext der noch ausstehenden Zukunft Gottes. Im Reden und Tun Jesu offenbart sich, dass Gottes Reich schon angebrochen, jedoch noch nicht vollendet ist. Artikel 8 der Liturgiekonstitution spricht direkt die eschatologische Offenheit der Liturgie an. So wird festgestellt: „In der irdischen Liturgie nehmen wir vorauskostend an jener himmlischen Liturgie teil, die in der heiligen Stadt Jerusalem gefeiert wird, zu der wir pilgernd unterwegs sind, wo Christus sitzt zur Rechten Gottes, der Diener des Heiligtums und des wahren Zeltes.“

Die liturgische Feier verbindet Himmel und Erde. Christus ist wieder Garant dieser Beziehung: Als Mittler ist er in der Liturgie der irdischen Kirche gegenwärtig und zugleich Liturgen der himmlischen Liturgie der Vollendung. Die liturgische Feier ist wesentlich geprägt vom Schon-und-noch-nicht: Noch ist die Kirche nach SC 8 „pilgernd unterwegs“, aber schon „singen wir dem Herrn mit der ganzen Schar des himmlischen Heeres den Lobgesang der Herrlichkeit“. Die eschatologische Offenheit stellt die Liturgie in den Kontext der pilgernden Kirche; der Kirche, die immer neu aufbrechen muss und hier keinen bleibenden Ort hat. Es steht noch etwas aus – Gottes verheißene Zukunft. Liturgie ist Vorgeschnack, will Geschmack geben und Geschmack wecken auf mehr. In der Rede vom Vorgeschnack steckt beides: Es kann schon etwas wirklich geschmeckt werden. Im liturgischen Geschehen verwirklicht Gott jetzt schon ein Stück Himmel auf Erden. Zugleich bedeutet der Vorge-

schnack noch nicht die endgültige Geschmacksentfaltung. Er gibt eine Ahnung, die die Erwartung weckt und nährt auf den vollen Genuss, auf die Vollendung in der Lebensgemeinschaft mit den dreieinigen Gott. In dieser Perspektive ist der liturgische Vollzug nicht statisch-festgefügt, ewig gültig. Vielmehr gilt: Liturgie ist nichts Halbes und nichts Ganzes: Sie ist nichts Halbes, weil Gott tatsächlich seine unbedingte Zuwendung schenkt; aber jetzt noch nichts Ganzes, weil die Vollendung erst noch kommt. Anders gesagt: Wir können schon und müssen noch feiern.

Jedes liturgische Handeln der Kirche ist ausgerichtet auf den kommenden Christus als den, der in Gottes Namen alles vollendet. In der Liturgie – so SC 8 – „verehren wir das Gedächtnis der Heiligen und erhoffen Anteil und Gemeinschaft mit ihnen. In ihr erwarten wir den Erlöser, unseren Herrn Jesus Christus, bis er erscheint als unser Leben und wir mit ihm erscheinen in Herrlichkeit.“ Demnach übersteigt die liturgische Versammlung sich immer wieder auf den kommenden Christus hin. Die gesammelten Getauften feiern nicht sich selbst, vielmehr bleiben sie im Hier und Jetzt verwiesen auf die Sehnsucht nach Vollendung, nach dem jetzt noch Vermissten. Diese Erwartung kann die liturgische Feier selbst nicht erfüllen. Liturgie erweist sich so – auch noch so feierlich gestaltet – als das Vorläufige.

III. Schlussbemerkung

Anspruchsvoll feiern. Einige Grundlinien dessen, was der liturgietheologische Anspruch der Feiern der Kirche ist, wurden aufgezeigt. Es stellt eine Herausforderung dar, sich diesem zu stellen. Der Anspruch liturgischen Feierns darf nicht vorschnell mit vermeintlich pastoralen Argumenten aufgegeben werden. Liturgie darf nicht unter Niveau kommen, weil sie ansonsten verkommt und ihre tröstende wie verändernde Kraft einbüßt. Wie im Glauben überhaupt, so gilt es auch in der Feier des

Glaubens sich dem Anspruch zu stellen, denn letztlich ist der im liturgischen Vollzug gegenwärtige Gott selbst es, der herausfordert, der seinen Horizont eröffnet und so einlädt, davon bestimmt zu leben.

Indes gilt zugleich, dass der liturgische Anspruch den zur Feier bereiten Menschen vermittelt werden muss. Ein beständiges Einüben in liturgische Formen und Inhalte stellt sich als notwendig dar, um so den Reichtum der Liturgie zu entdecken. Im intellektuellen Sinne ist deshalb einerseits liturgische Bildung von Nöten, die einführt in die theologische Tiefe liturgischen Handelns. Andererseits muss das Tun selbst hinzutreten, damit im Vollzug Liturgie in allen ihren Dimensionen erfahren werden kann. Es braucht eine sensible Achtsamkeit für Gott und die Menschen, damit es zu einer lebendigen Beziehung im liturgischen Feiern kommt, die die auf uns gekommene Tradition und die zeitgenössische Situation fruchtbar zusammen bringt, und so die eine Glaubensfeier in vielgestaltigen Formen ausprägt. Fundamental für all das erweist sich das im Geheimnis der Menschwerdung des Sohnes Gottes grundlegende spannungsreiche Verhältnis von Gott und Mensch: Ungetrennt und unvermischt sind beide im liturgischen Geschehen verbunden. Das ist zugleich Segen und Herausforderung der Liturgie der Kirche.

Anmerkungen:

- ¹ Papst Benedikt XVI: Apostolisches Schreiben *Summorum Pontificum*. Brief des Heiligen Vaters an die Bischöfe anlässlich der Publikation 7. Juli 2007. Bonn 2007 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 178).
- ² Vgl. aus der Fülle der Literatur zur Milieu-Studie neustens z.B.: Claudia Schulz/Eberhard Hauschildt/Eike Kohler (Hg.): *Milieus praktisch. Analyse- und Planungshilfen für Kirche und Gemeinde*. Göttingen 2008. Dort findet sich auch – aus protestantischer Perspektive – ein eigenes Kapitel zum Gottesdienst. Vgl. ebd. 121-132. – Eckhard Bieger/Wolfgang Fischer/Jutta Mügge/Elmar Nass (Hg.): *Pastoral im Sinus-Land. Impulse aus der Praxis / für die Praxis*. (Kirchen-Zukunft konkret 4) Berlin 2008. Hier spiegelt sich die katholische Perspektive wider. Eigens liturgische Aspekte konnte ich nicht ausmachen.
- ³ Hermann Schmidt. Die Konstitution über die heilige Liturgie. Text Vorgeschichte Kommentar. Freiburg 1965 (Herder-Bücherei Band 218) 232–233.
- ⁴ Romano Guardini: *Der Kultakt und die gegenwärtige Aufgabe der Liturgischen Bildung*. Brief anlässlich des 3. Liturgischen Kongresses in Mainz. In: Romano Guardini: *Liturgie und liturgische Bildung*. Mainz/Paderborn. 2. Auflage. 1992, 9-17, hier: 16.
- ⁵ Vgl. zu Text und Kommentar neustens: Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil (HThK Vat.II). Band 1. Die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils. Lateinisch-deutsche Studienausgabe. Freiburg 2004, 3-56. – Reiner Kaczynski. Theologischer Kommentar zur Konstitution über die heilige Liturgie *Sacrosanctum Concilium*. In: HThK Vat.II. Band 2. Freiburg 2004, 1–227.
- ⁶ Vgl. Hebr 8-10 vom Hohepriestertum Jesu Christi; dazu Knut Backhaus: *Art. Hoherpriester. III. Neues Testament*. In: LThK 5. Freiburg 31996, 223–224.
- ⁷ Die Feier der Heiligen Messe. Messbuch. Für die Bistümer des deutschen Sprachgebietes. Authentische Ausgabe für den liturgischen Gebrauch. Freiburg 21988, [25].
- ⁸ Messbuch (s. Anm. NOTEREF_Ref202265945 \h * MERGEFORMAT 7) [32].
- ⁹ Der ehemalige Münsteraner Liturgiewissenschaftler Emil Joseph Lengeling hat die grundlegende dialogische Dimension der christlichen Liturgie immer wieder herausgearbeitet. Vgl. u.a. Emil Joseph Lengeling: *Liturgie – Dialog zwischen Gott und Mensch*. Herausgegeben von Klemens Richter. Freiburg 1981.
- ¹⁰ Jüngst hat der Tübinger Neutestamentler Michael Theobald diese Herausforderung benannt. Auf die Frage „Was ist für Sie das drängendste theologische Problem der Gegenwart?“ führte er u.a. aus: „Der springende Punkt scheint mir aber zu sein, ob es uns zwischen Agnostizismus und religiöser Beliebigkeit gelingt, glaubhaft Zeugnis zu geben vom persönlichen Gott der Bibel, dem wir danken, den wir bitten, vor dem wir auch klagen und mit dem wir rechten können.“ Theologie für die Gegenwart. Michael Theobald. In: *CIg* 60 (2008) 304. Von liturgischer Seite kann ich das nur unterstreichen.
- ¹¹ Vgl. zur Frage der Liturgiereform in Geschichte und Gegenwart die zur Zeit umfassendste Studie Martin Klöckener/Benedikt Kranemann (Hg.), *Liturgiereformen. Historische Studien zu einem bleibenden Grundzug des christlichen Gottesdienstes*. Teil I: *Biblische Modelle und Liturgiereformen von der Frühzeit bis zur Aufklärung*. Teil II: *Liturgiereformen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*. Münster 2002 (LQF 88/I/II).

Knarre oder Kreuzesnachfolge?

Clint Eastwoods „Gran Torino“ ist d e r Karfreitagfilm

Was der einen ihr Kultfilm am Heiligabend, ist dem anderen sein Monumentalfilm am Karfreitag. Alle Jahre wieder sendet das ZDF in der Heiligen Nacht Frank Capras Klassiker „Ist das Leben nicht schön?“, und kurz vor Ostern platziert es „Ben Hur“ so, dass man nach der langen Liturgie das berühmte Wagenrennen nicht verpasst.¹

Mittlerweile ist es in einigen Pfarrgemeinden Brauch, am Abend des Stillen Feiertages einzuladen zu Film und Gespräch. Große Leinwand und Austausch unter Mitchristen ermöglichen meist mehr Kommunikation als heimischer Medienaltar und Familie. Wählen die einen Mel Gibsons „Die Passion Christi“, einen theologisch wie cineastisch fragwürdigen Versuch, das Leiden Jesu auf der Leinwand zu zelebrieren, wagen sich andere an gewinnbringendere Stoffe heran, etwa an moderne Passionsgeschichten wie Lars von Triers „Dancer In the Dark“. In diesem Jahr drängt sich Clint Eastwoods Film „Gran Torino“ geradezu auf.²

Skizze des Plots

Walt Kowalski, reaktionärer Eigenbrötler, lebt inmitten eines Multikulti-Viertels. Ein Ford Gran Torino Baujahr 1972 ist sein Stolz. Ein paar Dosen Bier auf der Veranda mit Hund Daisy und Rasen mähen – das ist sein Alltag. Hmong-Nachbarn und Father Janovich bedenkt der ehemalige Korea-Soldat mit Flüchen und zynischen Kommentaren. Dabei hat das erste Filmdrittel auch komödiantische Züge.

Als eine Gang den 15jährigen Nachbarjungen anstachelt, den Gran Torino zu stehen, geht das schief, und die Nachbarfamilie sinnt auf Wiedergutmachung für Thaos Tat. Todernst wird es, als Walt die junge Nachbarin vor Zudringlichkeiten dreier Farbiger bewahrt. Weitere Einmischungen haben zur Folge, dass das Nachbarhaus beschossen und die 17jährige Sue vergewaltigt wird. Thao, inzwischen von Walt protegert, sinnt auf Rache und hofft auf die Hilfe seines älteren Freundes. Doch der sperrt Thao ein, macht sich alleine auf den Weg und verleitet die Gang, ihn vor den Augen zahlreicher Zeugen zu erschießen.

Folie 1: Barmherziger Samariter

Petra Bahr konfrontiert Clint Eastwoods Film mit dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter. In ihren Augen gibt „Gran Torino“ der biblischen Szenerie (Lk 10,25–37) „eine neue Pointe“, obwohl das Doppelgebot im Munde Jesu und Walt Kowalskis rassistische Sprüche einander lange Zeit partout nicht entsprechen. Dennoch entdeckt die Kulturbeauftragte der EKD eine allmähliche Wandlung des Zynikers sowie einen Hauch Zärtlichkeit in manch kleiner Geste des Verbitterten. Besonders betont Bahr die Barmherzigkeit des Kriegsveterans gegenüber seiner jungen Nachbarin, die anfangs bedroht, später vergewaltigt wird. „In der Zuwendung bricht die harte Schale seiner Einsamkeit. Seine Nächsten lieben hat offenbar auch Konsequenzen für den Umgang mit sich selbst. Dafür braucht es keine Bekenntnisse.“³

Folie 2: Verklärtes Opfer?

Der evangelische Pfarrer Jörg Heimbach betont, dass alle Handlungsstränge des Films auf das finale Opfer zulaufen und sieht in Eastwoods Regiearbeit „die ins Weltliche gehobene christlich-klassische Sühne-Christologie“⁴. Die wird zu Recht in Theologie und Kirche vielfach kritisiert und infrage gestellt. Dennoch greift Heimbachs Kritik zu kurz, der Film biete eine

Ideologie des Opfergedankens, eine Erklärung der Selbstaufopferung.

Folie 3: Die Drei Österlichen Tage

Der katholische Pfarrer Thomas Frings deutet in einer Predigt „Gran Torino“ vor der Folie der Drei Österlichen Tage. Er erinnert an die Essenseinladung der Hmong-Nachbarin, der Kowalski mangels Dosenbier schließlich folgt: „Man kann ja mal auch mit Fremden was trinken statt alleine.“ Frings: „Das ist das Geheimnis des Gründonnerstages. Aus dem gemeinsamen Mahl erwächst eine Beziehung und eine Verantwortung.“⁵ Nachdem der Schamane der Nachbarfamilie Walts Seele gelesen hat, gesteht er: „Gott, ich hab mit diesen Schlitzaugen mehr gemeinsam als mit meiner eigenen verdammten, verwöhnten Familie.“

Beim Showdown fällt Walt mit weit ausbreiteten Armen rückwärts auf den Rasen. Die rechte Hand öffnet sich und lässt statt einer Waffe ein Feuerzeug erkennen. Blut rinnt in die geöffneten Handflächen. „Das ist die perfekte künstlerische Übersetzung von Kreuzesnachfolge in die Sprache unserer Tage. Walt Kowalski gibt sein Leben hin für seine Freunde ... Ohne eigene Gewaltanwendung löst er den Konflikt, denn die Gang wird verhaftet und so nicht nur die Bedrohung von den Freunden abgewendet, sondern diese befreit vom Zwang, Rache üben zu müssen. Das ist das Geheimnis des Karfreitags. Nicht die Gewalt kommt zu einem Ende, sondern die Spirale der Rache wird beendet.“

Die österliche Spur, „das Geheimnis von Ostern“ entdeckt Frings im Kiss off des Films: Nicht die Enkelin, sondern Thao erhält den Gran Torino per Testament zugesprochen. Die Hingabe von Walt Kowalski ermöglicht ihm Zukunft.

Schlussgedanken

„Gran Torino“ ist auch ein kleiner Beitrag zum „Priesterjahr“ sowie ein Film über den Umgang mit Schuld. Mehr noch als in

„Million Dollar Baby“ nimmt ein Subplot Raum ein mit Begegnungen zwischen Protagonist und Pfarrer. Der Pastoralstil von Father Janovich will kritisch betrachtet sein. Vermutlich wird manch Ausbilder davon abraten, einer Sterbenden zu versprechen, dem Gatten die Beichte abzunehmen. Doch der Filmpfarrer tut's und bleibt hartnäckig. Das beschert dem Kinopublikum zwei Beichten innerhalb von fünf Filmminuten.

Im Beichtstuhl erklärt Kowalski, er habe eine fremde Frau auf einer Weihnachtsfeier geküsst, beim Bootsverkauf die Steuer nicht abgeführt und nie ein inniges Verhältnis zu seinen Söhnen entwickelt. Die eigentliche Beichte findet vor der heimischen Kellertreppe im Beisein von Thao statt. Wieder ein Gitter zwischen Walt und seinem Gegenüber. Doch diesmal erklärt Walt, was in Korea wirklich passiert ist. „Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht daran denke.“

„Gran Torino“ ist ebenso Parabel auf das zynische Amerika wie eine Variante von Charles Dickens' Weihnachtsgeschichte, allerdings ohne Weihnachten und mit reichlich Sarkasmus. Das finale Requiem mag den Abschied markieren vom Schauspieler Clint Eastwood. Als Regisseur bleibt der bald 80jährige dem Kino noch erhalten. Seit Mitte Februar ist sein Nelson Mandela-Film „Invictus – Unbezungen“ in den deutschen Kinos.

Anmerkungen:

- ¹ Der Sendebeginn ist 2010 für 15:30 Uhr geplant.
- ² In der Medienzentrale Köln ist die DVD unter der Mediennummer 967 zu entleihen.
- ³ Petra Bahr, Der Barmherzige, in: epd Film 26 (2009) H. 5, 14f; hier: 15.
- ⁴ Jörg Heimbach, Die Kraft des „süßen Todes“, in: Publik-Forum 6/2009, 64f; hier: 65.
- ⁵ Zitiert aus dem unveröffentlichten Manuskript des Predigers.

Pfarrliche Arbeit durch Familien- zentren¹

„Herzlich willkommen! Für die sichere Zukunft unserer Kinder!“ So begrüßt das Katholische Familienzentrum St. Maria Himmelfahrt und St. Anno in Köln-Holweide alle Interessenten auf seiner Homepage und annonciert – in Wort und Bild – dass die Kinder in den Einrichtungen der Pfarrei gut aufgehoben sind (www.katholisches-familienzentrum-holweide.de). Das Holweider Netzwerk verspricht nicht zu viel. Kirchliche Kindertagesstätten in deutschen Bistümern „leiden“ geradezu unter dem Vorurteil guter Qualitätsarbeit beim Thema „Kinderbetreuung und Elternbildung“. Kein Wunder, dass die Mehrzahl der kirchlichen Träger in Nordrhein-Westfalen im Jahre 2006 dem Ruf des Familienministers Armin Laschet zum Ausbau der Kindertagesstätten und zur Entwicklung und Qualifizierung als Familienzentrum folgte.

Betreuung, Bildung, Beratung, Begegnung sowie die Stärkung der Erziehungskompetenz als die Verbesserung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf sind die Kennzeichen der niederschwellig ansetzenden Familienzentren. Politik und Sozialarbeit setzen dort an, wo Menschen mit Kindern in unserer Gesellschaft mit Sicherheit „aufkreuzen“: in Betreuungs- und Bildungsorten, Kindertageseinrichtungen und (Grund-)Schulen. Katholische Pfarrgemeinden haben sowohl aus Trägerinteresse wie auch aus der Erfahrung guten „Local-Playertums“ den staatlichen Innovationsimpuls aufgenommen und sich mit allen Ressourcen auf der Basis ihrer christlichen

und caritativen Grundhaltung engagiert. Der Erzbischof von Köln, Joachim Kardinal Meisner, beschloss, sämtliche Kindertagesstätten seines Erzbistums bis 2012 zu Familienzentren weiterzuentwickeln (das sind etwa 180 Netzwerke mit durchschnittlich je drei Einrichtungen). Die stets in Verbänden agierenden katholischen Träger von Kindertageseinrichtungen in einem Seelsorgebereich (dies entspricht einer Organisationsstruktur mehrerer einheitlich verwalteter und vom Pfarrer geleiteter Kirchengemeinden) bieten unter Zuhilfenahme vorwiegend katholischer Kooperationspartner (Caritasverbände, Bildungswerke, Familienbildungsstätten, Sozial- und Jugendverbänden, Erziehungsberatungsstellen, Ehe-, Familien- und Lebensberatungen) den Leistungsumfang staatlich zertifizierter Familienzentren.²

„Über die Landeszielsetzung hinaus, setzt das kath. Familienzentrum einen Schwerpunkt in einem familienpastoralen Dialog, der generationsübergreifend das Leben zwischen der Pfarrgemeinde und den Kindertagesstätten fördert und so zur Gestaltung der Familienpastoral beitragen soll. Familienpastoral – also das seelsorgliche Handeln der Kirche – wird so, in ihrer komplexen Dimension, zum Schwerpunktthema der Gemeinde. Die katholische Kirche in dem Stadtteil Holweide will Anwalt und Hilfe für alle Familien in den ‚Veedeln‘ (für Nicht-Kölner: Veedel = Stadtviertel) sein.“ Diese Präambel findet sich in vielen Konzepten der Netzwerke/Verbände Katholischer Familienzentren in der Kölner Stadtkirche.

Offen sein für Menschen mit Kindern

Unter der Leitung des Pfarrers (oder eines Beauftragten aus dem Seelsorgeteam) haben sich pro Seelsorgebereich alle kirchengemeindlichen sowie nicht pfarrlichen katholischen Träger von Kindertageseinrichtungen miteinander vernetzt, um im Sozialraum (Stadtteil, Ortsteil, Quartier,

Viertel, Dorf) dafür zu sorgen, dass alle katholischen Orte (Kindertagesstätten, Kirchen, Kapellen, Pfarrheime, Pfarrhäuser, Institutionen wie Jugendhäuser, Beratungsstellen, Ordensniederlassungen etc.) sich öffnen für „Menschen mit Kindern“ (also für Familien). Diese können dort erwarten, dass folgende Eckpunkte erfüllt werden: konzeptionelle Sprachförderung, Unterstützung bei der Vermittlung von Tagespflege sowie die Bereitstellung von Informationen über Angebote von Kinderbetreuung, Vernetzung von Angeboten aus dem Bildungsbereich für Eltern/Familien, Vernetzung mit verschiedenen Beratungsdiensten, pastorales Handeln in den Kindertagesstätten des Familienzentrums, Stärkung der Eltern- und Familienpastoral, Vernetzung mit anderen Feldern der Gemeindepastoral im Seelsorgebereich, Kindergartenplanung im Seelsorgebereich.³

Die erste pfarrliche Arbeit durch und im Familienzentrum ist die hauptamtlich verantwortete Wahrnehmung der Betreuungslandschaft in den Kirchengemeinden (das sind die Wohngebiete, die Lebensräume der Menschen). Zugleich treten die Leitungen der Kindertagesstätten mit dem Seelsorger bzw. der Seelsorgerin sowie den Vertretungen der verantwortlichen Gremien der Ortskirche (Kirchenvorstand, Pfarrgemeinderat, Caritas- und Initiativgruppen) in einen familienpolitischen und familienpastoralen Dialog- und Entscheidungsprozess. In diesem zweiten pfarrlichen Arbeitsschritt erarbeitet die Pfarrleitung als Drittes gemeinsam mit den Kooperationspartnern der „Firma“ Katholische Kirche und den Agenten am Ort in Sachen „Kinder und Familien“ Angebote und Maßnahmen, die auf die Lage der Familien eingehen und diese als Kirche im Viertel verändern.

Die Familienzentren in den Pfarreien werden zu Knotenpunkten. Die Verknüpfung geschieht mit der Pfarrgemeinde und den Lebenswelten und Lebensräumen der Familien. Kirche wird zum kommunalen Gestalter der Quartiere.

Das Angebot ist vielfältig

Hier eine exemplarische Liste der Angebote, Aktionen und Räume, die zur Verfügung gestellt werden: Der kirchliche Jahreskreis und das Gottesdienstleben werden im „Familienkosmos“ niederschwellig bekannt; Erwachsene erhalten Zugang zu Angeboten wie „Valentinstagsmesse“, Eltern können mit Erwachsenenbildnern unter dem Motto „Hilfe mein Kind ist fromm“ über die existenziellen Bedürfnisse ihres Nachwuchses diskutieren; an einem Väter-Kinder-Bibeltag erhalten Männer Gelegenheit, miteinander den Glauben zu lernen und zu (er-)leben; im Elterncafé und in offenen Sprechstunden ermöglichen die Einrichtungen und alle vorhandenen Orte der Pfarrgemeinde (Säle, Kirchen, Pfarrhäuser...) die Begegnung und das Kennenlernen; kirchliche Verbände schulen Babysitter und Tagesmütter nach den Qualitätskriterien des Staates und bieten Eltern gute Betreuerinnen und Betreuer für ihre Kinder; Seelsorger/innen, Berater/innen, Mitarbeiter/innen der Caritas und Diakonie stehen zeit- und ortsnah in Krisenfällen und Lebensfragen zur Verfügung.

Das Familienzentrum wird zu einem Pfarrgemeindeort. Besonders in Netzwerken Katholischer Kindertagesstätten, die sich eng mit den Pfarrgemeinden verbinden, ermöglicht ein breites Angebot an die Familien die Verbindung mit der Kirche. Die Sozialgestalt der Pfarrei ändert sich in den von Mobilität geprägten Lebenswelten und Lebensformen. Menschen mit Kindern sind auf Betreuungsorte angewiesen. Sie selbst verfügen oft über wenig Zeit neben der Arbeit oder sind in Freizeitformen zu finden, die nicht den Pfarreien vorbehalten werden (können). Das Feld der Kinder- und Jugendarbeit der Gemeindepastoral verschiebt sich in die Kindertagesstätten, Tagesmuttergruppen und (offenen) Ganztagschulen. Die Katholische Kirche muss ihre Seelsorge, ihre diakonische Arbeit, ihr Bildungs- und Beratungsengagement in diese Schnittstellen verlagern. „Mit dem

zukünftigen Konzept der Familienzentren ist auch ein ‚massiver Bewusstseinswandel‘ bei den kirchlichen Hilfs- und Beratungseinrichtungen verbunden. Die Dienste sollen nun um die Kindertagesstätte herumgruppiert werden und ein Netzwerk zwischen den einzelnen Tageseinrichtungen entstehen“ (Pfarrer Padberg, Bonn).

Ebenso ergeht es den in der Seelsorge Tätigen: den Pfarrern, den Kaplänen, Pfarrvikaren, Diakonen, Pastoral- und Gemeindereferentinnen und -referenten!

Wir haben Lebenswissen

In der pfarrlichen Arbeit in und durch das pastorale Instrument „Katholisches Familienzentrum“ zeigt sich eine realitätsbezogene Kirche, die den Blick auf Menschen mit Kindern, also die Familie, nicht mehr in einer idealisierenden Perspektive generiert. Das Leben sehen und sagen wie es ist: In Gemeinden wird zunehmend wahrgenommen, dass sich die Gesellschaft und damit die Formen des familiären Lebens ändern. Mit der pfarrlichen Familienzentrumsarbeit wird gesellschaftlich signalisiert, dass die Kirche sich und die Gesellschaft weiter entwickelt. Christliches Lebenswissen ist wichtig für die pluralen Familienformen. Kirchengemeinden können sich in der Verschränkung von Lebens- und Glaubensräumen (an den Schnittstellen dieser neuen pastoralen Orte) verändern. Gemeinschaft und Zusammenleben entstehen in Netzwerken und im Zusammenkommen mit Vielen aus dem angestammten Territorium und den kooperierenden Gruppierungen. Die Errichtung der Netzwerke/Verbünde „Katholischer Familienzentren“ haben beispielsweise im Erzbistum Köln nach dem oft als traumatisch erlebten Sparprogramm zu neuen Aufbrüchen in den Sozialräumen und den Organisationen (Pfarrgemeinde) geführt.

Pastoral macht (wieder) Spaß, weil sich verschiedene Menschen bewegen und gemeinsam etwas Neues schaffen, das belohnt, anerkannt, geprüft und bewertet,

geachtet und gewürdigt wird: die Arbeit für Familien und Kinder.

Diese Wertschätzung von Qualität und Engagement geschieht durch Kirche und Staat, durch die Menschen im Quartier und die Kirche vor Ort. Wenn Pfarreien in und mit Familienzentren arbeiten, erreichen und aktivieren sie Kinder, Jugendliche und Erwachsene in allen Alterstufen. Der Weg zum Familienzentrum ist lang. Die Konzipierung der (Familien-)Pastoral beinhaltet viele Zwischenschritte, die mit den Verben „verändern“, „denken“, „reden“, „befragen“, „installieren“, „gewinnen“ und schließlich „danken“ beschrieben sind. „Ich fühle mich willkommen. Wegen der herzlichen Atmosphäre bleib ich auch.“ – Eine neu zugezogene Frau mit Kind aus Büttgen bringt ihre Erfahrung mit dem Katholischen Familienzentrum auf den Punkt. Für Eltern, Kinder und natürlich auch für die Kirche selbst liegen Chancen im pfarrlich verantworteten Familienzentrum.

Anmerkungen:

- ¹ Leicht veränderter Beitrag aus: „Thema Jugend“, Heft 4/2008, S.14-16.
- ² Der Katalog der Anforderung ist vom Berliner Kleinkindforscher Professor Tietze in den Pädquis-Kriterien niedergelegt: www.paedquis.de.
- ³ vgl. Eckpunktepapier „Katholische Familienzentren“, Erzbistum Köln.

Spirituelle Heilungsangebote – Humbug oder Alternative?

Immer mehr Patienten haben neben ihren Besuchen beim Hausarzt oder Psychotherapeuten gleichzeitig – manchmal auch stattdessen – Kontakte zu spirituellen Heilern oder esoterischen Heilsanbietern.

Der Markt der esoterischen Lebenshilfe boomt und kann weder aus der Sicht des medizinischen Praktikers, aus therapeutischer Perspektive und sicherlich auch aus seelsorgerischer Sicht unkommentiert bleiben.

Erste Unterscheidungskriterien:

„Alternativ“ sind solche Verfahren, die außerhalb der klassischen Schulmedizin oder anerkannter psychotherapeutischer Methoden angesiedelt sind und bewusst auf eine naturwissenschaftliche Begründung/Überprüfung oder eine Anerkennung als therapeutische Methode bzw. als diese ergänzendes Verfahren verzichten.

„Esoterisch“ sind jene Auffassungen, die unter Absehung von der Hauptströmung wissenschaftlichen und religiösen Denkens die Meinung vertreten, dass es höhere Erkenntnis gibt, die sich nur den besonders Sensiblen und/oder Eingeweihten mitteilt.

Dieses „besondere Wissen“ wird von seinem Verfechter in religiöser Vision oder Meditation geschaut, durch magische Handlung oder Energietransfer vermittelt. Die Interessierten werden stufenweise eingeweiht bzw. geschult, ihre neu gewonnene

Einsicht weiterzugeben oder fühlen sich selber durch ihr Erleben dazu berufen.

Beziehungspunkte zur Medizin und zur Psychologie:

- Viele alternative Anbieter und auch Esoteriker meinen, durch ihre spirituellen Erkenntnisse auch zu gültigen Diagnosen und wirksamen Behandlungsmethoden zu kommen.
- Viele glauben, durch Arbeit mit geglaubten Energiefeldern und Kräften des Menschen und des Kosmos, bzw. durch den Kontakt zum Göttlichen in Geistheilung, Trance und Kraftübertragungen (z. B. Heilungsangebote, Chakrenarbeit, Aktivierung von Chi-Kräften) den Menschen Heilungs- und Entwicklungschancen zu bieten.
- Andere hören auf das „innere Wort“, auf göttliche Eingebung oder auf Kundgaben von Engeln, Geistern oder Verstorbenen.
- Wieder andere benutzen die Astrologie, Tarot-Karten und Horoskope zur alternativen Lebenshilfe.

Es geht in der Regel um wohltuende oder warnende Botschaften und um die Symbolisierung von Problemen und Sachverhalten. Deutungen und Schutzrituale sollen den verunsicherten und suchenden Menschen mit Hilfe seines persönlichen Glaubens zur Selbstheilung anregen. Dies steht im Gegensatz zu den nüchternen Diagnosen, reflektierten Entscheidungen und verbindlichen Aussagen von Schulmedizin und Psychologie. Aber gerade darin liegt unseres Erachtens die große Herausforderung für Medizin und Psychotherapie, nämlich die, dass bei allen nicht zu leugnenden Risiken Zuwendung, Ritual, Suggestion, Symbolisierung, Warnung und Anregung durchaus heilsam wirken können. Der Preis, den die Anhänger der Szene zahlen, kann

jedoch darin bestehen, dass ausschließliche Beschränkung auf eine religiöse oder spirituelle Deutung dazu führt, die Notwendigkeit anderer Erklärungen und anderer Ursachen, z. B. der einer organischen Begründung einer Krankheit, schlicht ignoriert wird.

Religionspsychologische Bewertung

Viele alternative Verfahren beziehen ihre Attraktion aus dem Widerspruch zum Üblichen und gleichzeitig aus ihren kulturell-religiösen Wurzeln. Während der Widerspruch zum Üblichen das allgemeine Unbehagen an Kirche, Wissenschaft, Technik und Gesellschaft als Auslöser hat, sind die Ursprünge alternativer Verfahren in der Regel Umkehr-, Erkenntnis- oder Erleuchtungswege, das heißt, sie setzen Glaubensbereitschaft, Kulturbezug, Beachtung von Regeln, Nachfolge, Arbeit an sich und beharrliches Üben voraus.

Genau darin liegt das Problem. Es gibt zu wenig „Lehrer“ mit der Eignung zu spirituellen Anleitern, und es gibt kaum Schüler, die Zeit, Geduld und Beharrlichkeit aufbringen, sich der Herausforderung der eigentlichen Ursprünge zu stellen.

Die meisten dieser Angebote werden infolgedessen von ihren Ursprüngen gelöst, marktgerecht als Produkt angeboten (Workshop/Seminar/Lebenshilfeangebot). Dieser Verkürzung erliegen auch viele Konsumenten. Sie erwarten schnelle Besserung ohne „ernsthafte und stetes Bemühen“, das heißt, ohne wirklich etwas in ihrem Leben verändern zu wollen. Die Methoden werden so zu Allheilmitteln, die im Bedarfsfall beliebig kombiniert und immer eingesetzt werden können, anstatt nach den Ursachen und Auslösern für Krankheiten und seelische Störungen im organischen Bereich und auch im eigenen Erleben und Verhalten zu suchen. Löbliche Ausnahmen bilden zum Beispiel Yoga ohne Erleuchtungsanspruch als Mittel seelischer und körperlicher Harmonisierung, die Akupunktur als

erlernbare Methode, Thai Chi oder meditativer Tanz und Musiktherapie als konzentrierte Verfahren. Sie sind vergleichbar den kreativen kunsttherapeutischen Angeboten, leichter zu integrieren und verlieren auch ohne spirituelle Dimension ihre Wirkung nicht.

Esoterische Lebenshilfe und Selbsthilfe hat Grenzen; unbedingt von Medizinern zu behandeln sind unserer Überzeugung nach:

1. Unfallverletzungen
2. schwere Schädel-Hirn-Traumen
3. Infektionskrankheiten mit hohem Schädigungsrisiko
4. bösartige Erkrankungen (im Anfangsstadium Krebs), besonders bei Kindern
5. akute Krankheitsbilder, die zu Funktions- oder Organstörungen führen können
6. traumatische Erlebnisse psychischer Art
7. psychische Störungen mit dem Risiko der Selbst- oder Fremdgefährdung

Hier sind Betroffene oder ihre Angehörigen vor dem Alleinigen Gebrauch spiritueller Heilungsangeboten oder ausschließlicher Selbstbehandlung mit so genannten sanften oder alternativen Methoden deutlich zu warnen.

Die Risiken beim Anwenden esoterischer Lebenshilfe und entsprechenden Heilverfahren liegen

beim Anwender in:

- Symptomverschiebung oder Flucht vor der eigenen Verantwortung
- Überdosierung = Übertreiben
- Ausschließlichkeit der Anwendung ohne Konsultation von Fachleuten
- Psychische Empfindlichkeit und Instabilität des Anwenders
- Nicht vorhersehbare Wirkung des Mittels oder der Methode
- Wechselwirkungen im psychosozialen Sinn, z. B. auf Partnerschaft oder Familie
- Nebenwirkungen seelischer Art, wie Unruhe, Angstzustände, usw.
- Abhängigkeitsentwicklung im Sinne sektenhafter Angebote
- Kontraindikation der Anwendung für diese Person, d. h. nicht geeignet sein für diese Person
- Grenzüberschreitung körperlicher und seelischer Art durch den Anbieter
- Überanstrengung beim Versuch, die Wirkung zu erzeugen
- dem Verzicht auf lebenswichtige Medikation
- kaum Haftungs- und Regressmöglichkeiten bei Fehlschlägen
- dem Auslösen latenter psychischer Störungen

beim Anbieter in:

- narzisstischen Größenideen, meint: der Anbieter überschätzt seine Fähigkeiten bei weitem
- Überschätzung der Wirksamkeit der Methoden und Übungen
- Übersehen von Kontraindikation, d. h.: aus körperlichen oder seelischen Gründen ist die Methode nicht geeignet
- Ausbeutung der Kundschaft durch unangemessene Honorare oder zu hohen zeitlichen und persönlichen Aufwand
- keiner differentialdiagnostischen Abklärung der Ursachen, z. B. mit Medizinern oder Psychiatern
- fehlender biographisch/sozialpsychologischer Anamnese, d. h. der Suche nach persönlichen oder sozialen Auslösern von Gesundheitsstörungen
- sektenhaftem Hintergrund des Anbieters oder seiner Bezugsgruppe
- Kurpfuscherei und Scharlatanerie
- keinen verlässlichen ausbildungs- und Prüfungsverfahren, die die Eignung des Anbieters belegen können
- Mangel an Vernetzungs-, Abklärungs- und Delegationsmöglichkeiten
- mangelnder Kontrolle durch Träger oder anerkannter Fachverbände

Kriterien zur Beurteilung eines alternativen Angebotes:

Folgende Kriterien sollen eine Hilfe zur Verurteilung alternativer Angebote geben. Eigene Erfahrungen mit Gebet und Meditation, konzentrativer Bewegungstherapie, Yoga, eigenes Wissen über Religion und Spiritualität sind dabei eine Hilfe.

- Medizinische, therapeutische oder pädagogische Qualifikation des Anbieters (anerkannter Dachverband wie z. B. Bund deutscher Yogalehrer, staatliche Anerkennung der Ausbildung, Mitarbeit in einer anerkannten Einrichtung, psychosozialer Grundversorgung in staatlicher oder freier Trägerschaft ist zumindest ein erster Qualitätsnachweis)
- Isolationsrisiko und Abhängigkeitspotential untersuchen
(Wird das Angebot als einzig richtiges dargestellt und werden andere Hilfsmöglichkeiten abgelehnt bzw. diffamiert? Wird z. B. auf eine notwendige medizinische/psychotherapeutische Abklärung bestimmter Symptome hingewiesen?)
- Klarheit und Erreichbarkeit der Versprechen überprüfen
(Was ist das wahre Selbst? Was ist Erleuchtung? Welche Heilsversprechen sind gemacht worden?)
- Passung von Bedürfnissen der Hilfesuchenden mit den Zielen prüfen:
Will der Patient wirklich Transzendenz, Erleuchtung oder Geheimwissen oder will er „nur“ gesünder, schmerzfreier, ruhiger und unbelasteter leben?
- In welchem Verhältnis stehen Aufwand und Kosten zum Nutzen des Angebotes für den Anwender?
- Kennt der Anbieter die Grenzen, Gefahren und Voraussetzungen seines Angebotes und weist er seine Kunden darauf hin?

- Kann das Angebot den Zustand des Patienten verschlimmern?
(extremes Fasten, Lichtnahrung, Verzicht auf lebenswichtige Medikamente)
- Werden die Bedürfnisse oder die Krankheit des Patienten benutzt, um ihn an die Heilslehren einer „Sekte“ zu binden?

Neben Chancen und Risiken, die eine freie Wahl der Heilmethoden dem Einzelnen bietet, ergeben sich oft (auch ungewollt) Risiken, die in Engführung, Vereinnahmung und Manipulation bestehen können. In den extremsten Fällen führt das zur materiellen Ausbeutung und zu psychischen Abhängigkeiten von einzelnen Anbietern.

Alternative Heilmethoden auch esoterischer Herkunft können bei kritischer Prüfung und verantwortlicher Anwendung unter Einbeziehung des behandelnden Arztes oder Psychotherapeuten eine sinnvolle Ergänzung und etablierte Behandlungsmethode darstellen. Es wäre zu wünschen, dass Arzt und Patient sich – wenn angebracht – dieser kritischen Auseinandersetzung stellen

Bildung im christlich-islamischen Feld

Dies ist ein reflektierender Längsschnitt, der etwa drei Jahrzehnte Bildungsarbeit mit Themen des Islams und des christlich-islamischen Dialogs umfasst. Die Veranstaltungen, über die berichtet wird, sind aus Kooperationsbeziehungen entstanden. Mitveranstalter kamen mit Ideen auf die Bildungseinrichtung zu, die dann Veranstaltungen realisierte. Oder Mitarbeiter der Bildungseinrichtung hatten eine Idee und suchten dafür Mitveranstalter. Daraus wird deutlich, dass das, worüber berichtet wird, nicht allein aus der „Programmpolitik“ der Bildungseinrichtung, sondern vielmehr aus gemeinsamen Interessen hervorging. Diese Interessen hatten mit dem zu tun, was „in der Luft liegt“. Allerdings muss irgendjemand formulieren und konkretisieren, was in der Luft liegt. Und das ist nicht selten die Bildungseinrichtung.

I. Rückblick in die siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts

1. Der Start in Bensberg

Die ersten größeren Veranstaltungen zur Information der christlichen Bevölkerung über den Islam und über das Erfordernis eines Religionsgesprächs zwischen Christen und Muslimen in Deutschland gehen in Bonn in die siebziger Jahre zurück. Ich kam 1978 nach Bonn, nachdem ich seit 1975 in Bensberg Erwachsenenbildung und Akademiarbeit gelernt hatte. Dort erhielt ich gleich zu Beginn den Auftrag, gemeinsam mit der durch Kardinal Höffner errichteten „Ökumenischen Kontaktstelle für

Nichtchristen“ eine Studienkonferenz vorzubereiten, die den Titel trug „Muslime unter uns“. Treibende Kraft der Tagung war Pater Werner Wanzura von den Weißen Vätern. Die mehrtägige Konferenz versammelte wichtige katholische Islam-Experten (z.B. Adel-Theodor Khoury) und im deutschen Sprachraum lebende Muslime (z.B. Muhammad Salim Abdullah und Smail Balic). An der Tagung nahmen die ersten Islam-Beauftragten einiger deutscher Bistümer und einige Journalisten teil ebenso wie kommunale Ausländerbeauftragte aus rheinisch-westfälischen Kommunen. Die Inhalte waren folgende: Die Darstellung der Grundlinien islamischer Glaubenspraxis, das Gottes- und Menschenbild des Koran, das Offenbarungsverständnis des Islam und (auch damals schon) die Frage, ob für den Islam ein absichtsloser Dialog möglich sei oder ob nicht islamisch jeder Dialog bereits als Mission verstanden würde, weil nur die Religion des Propheten wahre Religion sei.

Es wurde bemerkt, dass erst von dieser Zeit an die damals 1,3 Millionen muslimischen Arbeitsmigranten (aus der Türkei, aus Jugoslawien und aus Nordafrika) überhaupt als religiöse Menschen wahrgenommen wurden. Wir stellten fest, dass bisher kaum jemand an die Möglichkeit gedacht hatte, dass die „Gastarbeiter“ auf Dauer hier bleiben würden, obgleich bereits damals die zweite Generation von ihnen in Deutschland lebte. Für die große Mehrheit der Bevölkerung war es noch ein fremder Gedanke, dass diese Menschen Orte für ihr Gebet und ihr muslimisches Gemeinschaftsleben brauchten. Und erst recht war es undenkbar, dass die christliche Religion der ansässigen Mehrheit und die islamische Religion der Arbeitsmigranten irgendwie auf der gleichen Stufe stehen sollten und ein wahrer Dialog zwischen ihnen überhaupt denkbar sein könnte. Für praktisch alle Katholiken war die Anwendung des Konzilsdekretes über die Haltung der Kirche zu den anderen Religionen „Nostra Aetate“ bei uns in Deutschland außerhalb jeglicher Konkretisierung.

2. Akzentverschiebungen

Unsere Bensberger Tagung von 1976 war ein Anfang, der die Beteiligten nicht mehr losließ. Kardinal Joseph Höffner hatte mit der Gründung der „Ökumenischen Kontaktstelle für Nichtchristen“ unter der Leitung von ehemaligen Afrikamissionaren aus dem Orden der Weißen Väter einen Stein ins Rollen gebracht. Seitdem hat die Beschäftigung mit dem Islam in unserer Gegend nicht mehr aufgehört. Theologen und Bildungseinrichtungen haben zahlreiche Gespräche unter den Christen über den Islam und auch Dialoge zwischen Christen und Muslimen durchgeführt.

Allerdings blieb die Beschäftigung mit diesen Themen über Jahrzehnte eine Angelegenheit für eine kleine interessierte Minderheit. Und ebenso dürfen wir nicht vergessen, dass die Vorzeichen, unter denen solche Dinge getrieben wurden, sich veränderten. Am Anfang stand die Neugier auf die Religion der Muslime, die jetzt unter uns lebten. Das Thema wurde mit Interesse und Respekt angegangen. Damit vermischt war der Optimismus, dem begonnenen Dialog würde bald ein gegenseitiges Verstehen folgen. Dies hätten wir schon damals besser wissen können. Denn wie wir von Martin Bubers Dialogphilosophie gelernt haben, ist der Dialog nur echt, wenn die Verschiedenheit zwischen den Partnern herausgearbeitet wird und wenn jeder dabei erst einmal sich selber als den kennen lernt, der anders ist als der andere.

Nachdem Anfang der achtziger Jahre die erste Serie von Informationsveranstaltungen abgehalten war, welche zumeist durch christliche Theologen und Islamwissenschaftler durchgeführt worden waren, mehrten sich kritische Stimmen. Sie stellten zum Beispiel die Frage, ob „der Islam“ überhaupt an einem interreligiösen Gespräch mit Christen interessiert sei. Und natürlich konnten sie vielfältige Argumente dafür anführen, dass dieses Interesse bei Muslimen nicht besteht oder nur gering ausgeprägt ist. Andere fragten, ob es nicht wichtigere Themen zu besprechen gebe als Fragen der religiösen Lehre. Die als Alter-

native dazu vorgeschlagenen Themen waren die Anerkennung der demokratischen Grundordnung, vor allem der Menschenrechte von Frauen und Kindern.

3. Neue Herausforderungen seit 2001

Nach diesen Anfangsjahren gab es einen gewissen Stillstand. Etwa zwischen 1985 und 1993 fanden nur wenige Veranstaltungen im Themenfeld Islam statt. 1993 erschien das Buch *Kampf der Kulturen* von Samuel Huntington, und damit begann eine neue Konjunktur der Veranstaltungen mit veränderter Zielrichtung. Darin wurde weniger nach den Gemeinsamkeiten oder Annäherungen zwischen Muslimen und Christen gesucht. Wenn auch die eigentlich dialogischen Themen immer wieder vorkamen, so standen doch im Vordergrund Themen wie Gewalt und Religion oder das islamische Recht, das mit der westlichen Rechtskultur unvereinbar sei. Auch die Thematik des Kopftuches islamischer Frauen und andere praktische Themen, durch welche die Unterschiede zwischen dem Westen und dem Islam oder zwischen dem christlichen Europa und dem islamischen Orient betont wurden. Diese Phase war noch nicht beendet, als mit dem 11. September 2001 in unserem Thema eine erneute Verschärfung eintrat und die westlichen Menschen sich für islamischen Terror und den sog. Heiligen Krieg interessierten.

II. Die Dialog-Veranstaltungen seit 2005

1. Studientage und Vortragsreihen auf herausragendem Niveau

Ich mache einen Sprung und will etwas ausführlicher und systematischer die Veranstaltungen von 2005 bis 2009 darstellen. Seit den 1990er Jahren führen das Katholische Bildungswerk und das Evangelische Forum in Bonn anspruchsvolle Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen gemeinsam mit dem Kulturred der Stadt durch, in denen über die öffentliche Bedeutung und

Stellung von Religion in Staat, Kultur und Gesellschaft reflektiert wird.

(a) Im Jahr 2005 verbanden sich die Städte Duisburg, Düsseldorf, Köln und Bonn zu der großen Kulturreihe „Der neue Orient“. Wir in Bonn haben unter anderem die Vortragsreihe „**Islam – zur Kultur einer Religion**“ mit insgesamt acht Vorträgen in zehn Wochen beigesteuert. Und im Februar 2006 wurde zum Abschluss der Reihe ein wissenschaftliches Symposium angehängt: „Feindbild Orient – Feindbild Westen“. Ich zitiere aus dem einleitenden Text zur Vortragsreihe: „Anders als im Westen sind Kultur und Alltag im Orient bis heute durch und durch religiös geprägt. Wer daher den kulturellen Einfluss des Islam in verschiedenen Bereichen kennt, hat einen Schlüssel zum Verständnis des Orients und zugleich zur inneren Vielfalt des Islam. In diesem Sinn wollen die folgenden Veranstaltungen durch fundierte und differenzierte Informationen das westliche Wissen und Bild vom Orient bereichern und vertiefen.“

An den Vortragsthemen und einführenden Sätzen wird ein neuer Ansatz für die dialogorientierte Bildung deutlich: Wir bemühten uns darum, die Vielfalt des Islam in seinen Glaubensrichtungen und in seiner kulturellen Verwirklichung darzustellen:

(1) *Die Zyklen des Lebens im Erleben der arabischen, iranischen, türkischen Muslime* mit Hamideh Mohagheghi (Hannover) und Rabea Müller (Köln). Zu den Bereichen, in denen sich Religion als prägender Faktor der Kultur zeigt, gehört der Alltag mit seinen ritualisierten Strukturen. Welche Bedeutung hat der Islam in den Ländern des Vorderen Orients für die Zyklen des Lebens, den Ablauf eines Tages, eines Jahres, eines gesamten Lebenslaufs? An ausgewählten Beispielen wird die Prägekraft des Islam für die Alltagskultur exemplarisch beleuchtet.

(2) *Staat und Religion in Persien, in Arabien und der Türkei* mit Professor Dr. Stefan Wild (Bonn). Während Saudi-Arabien eine islamische Monarchie ist, die auf der Scharia gründet, ist die Türkei seit

dem 20. Jahrhundert eine parlamentarische Demokratie, in der die Religion der Politik untergeordnet ist. Im Iran dagegen besteht seit 1979 eine islamische Republik mit einem gewählten Parlament und einer durch das Parlament legitimierten Regierung; dennoch hat dort der geistliche Führer zugleich die höchste politische Autorität inne. Wie realisieren sich die Grundlagen des Islam in den sehr unterschiedlichen Modellen für die Beziehungen zwischen Staat und Religion im Orient? Wie ist bei allen Unterschieden die islamische Prägung des politischen Lebens erkennbar?

(3) *Die Auslegung des Korans in den unterschiedlichen Rechtsschulen* mit Professor Dr. Nasr Abu Zayd (Leyden). Die Auslegung des Korans für Fragen des Alltags geschieht im sunnitischen Islam in vier unterschiedlichen Rechtsschulen, die alle als legitim betrachtet werden. Sie reichen von den Hanbaliten in Saudi-Arabien, die einen kompromisslosen Traditionalismus vertreten, bis zu den liberalen Hanafiten in der Türkei, Pakistan und den Ländern Zentralasiens. Der schiitische Islam entwickelte dagegen eigene Rechtstraditionen. In welcher Verbindung stehen die Rechtsschulen miteinander?

(4) *Die Sprache des Koran als kulturelle Klammer der Muslime im Vorderen Orient* mit Professor Dr. Stephan Conermann (Bonn). Die öffentliche islamische Debatte hat seit dem Sechstagekrieg 1967 einen stärker normativen Zug zur Vereinheitlichung der Lebenswelt erhalten. Zeitgleich hat die vom Westen ausgehende Pluralisierung der Gesellschaft den orientalischen Raum ergriffen. Der Referent geht in dieser Spannungslage der These nach, dass die Sprachgestalt des Koran eine kulturelle Klammer zwischen den Kulturen des Orients bildet.

(5) *Kunst und Kultur in islamischen Ländern* mit Prof. Hamdi el Attar (Berlin). Der Islam hat den orientalischen Ländern wesentliche Impulse für ihre Identität und für die Herausbildung einer eigenen Kunst und Kultur gegeben. Die geschichtliche

und kulturelle Entfaltung des Islam brachte dabei in den Ländern des arabischen, iranischen und türkischen Sprachraums ganz unterschiedliche Formen der Kunst hervor. Der Vortrag geht folgenden Fragen nach: Wie zeigt sich gerade in den künstlerischen und kulturellen Unterschieden das Spezifische des Islam? Was ist der unverzichtbare Beitrag der Künste für eine muslimische Identität?

(6) *Die politische Theorie des Islam* mit Professor Dr. Stefan Leder (Halle). In den islamischen Ländern haben sich unterschiedliche politische Systeme etabliert. Kann man angesichts der zahlreichen Schattierungen politischer Umsetzung überhaupt von einer politischen Theorie des Islam sprechen? Wer dies versucht, muss die Integrationskraft des Projekts Moderne auch für den Islam beweisen und darum in einen Dialog mit den islamischen Akteuren eintreten.

(7) *Die Möglichkeit einer zivilen Gesellschaft aus dem Geist des Islam* mit Dr. Dr. habil. Georges Tamer (Erlangen-Nürnberg). Die moderne Zivilgesellschaft gilt gemeinhin als ein typisches Merkmal des „Westens“. Dagegen gibt es die z.B. von der marokkanischen Soziologin Fatema Mernissi vertretene These, dass es neben dem westlichen Weg zur Zivilgesellschaft einen eigenen orientalischen Zugang gibt, der sich aus den Traditionen und dem Geist des Islam herleitet. Georges Tamer prüft in seinem Vortrag die Möglichkeit einer solchen Entwicklung aus dem Islam selber.

(8) *Der Schrecken Gottes* mit Dr. Navid Kermani (Köln). Dass Gott gut ist und sich der Menschen erbarmt, gehört zu den Grunderfahrungen der monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam. Wie aber sind Leid und Ungerechtigkeit in der Welt in Einklang zu bringen mit diesem Gottesbild? Mit dem persisch-islamischen Dichter Faridoddin Attar betritt Navid Kermani jenseits von Rechtfertigung oder Leugnung Gottes einen dritten Weg, den der Anklage Gottes im Namen seiner Güte. Hier ergibt sich eine erstaunli-

che Parallelität des jüdischen, christlichen und islamischen Denkens über Gott.

Die Vorträge gaben, vermittelt durch exzellente Fachleute aus Islam und Christentum, einen Eindruck von den unterschiedlichen Formen und der inneren Differenzierung des Islam. Damit haben wir einer interessierten Öffentlichkeit deutlich gemacht, dass es „den“ Islam eben sowenig gibt wie „das“ Christentum. Damit haben wir eine Grundlage des interreligiösen Dialogs verdeutlicht: Die Basis jedes Religionsgesprächs ist das Wissen über die eigene und die andere Religion. Und je mehr wir vom anderen wissen, desto mehr verbieten sich verallgemeinernde Urteile.

Zum Abschluss des Projektes „Der neue Orient“ folgte im Februar 2006 das Symposium *Feindbild Orient – Feindbild Westen: Mythen, Stereotypen und Klischees*. Zur Einleitung des Symposiums brachten wir folgende Gedanken vor: „Eine der für Europa entscheidenden kulturell-politischen Fragen der nächsten Jahrzehnte dürfte darin bestehen, ob und wie der überwiegend muslimisch geprägte Orient und der von einer langen christlichen Geschichte geprägte Okzident aufeinander zugehen können. Dagegen stehen nicht zuletzt die gegenseitigen Wahrnehmungen und „Bilder“, die sich entwickelt und verfestigt haben. Es handelt sich dabei – von positiven Ausnahmen abgesehen – überwiegend um gegenseitige Feindbilder, die in historischen Konflikten und in zu geringer gegenseitiger Kenntnis begründet sind. Mit diesen Bildern bewusster als bisher umzugehen, stellt die Voraussetzung dafür dar, alte, einseitige Bilder verflüssigen und neue Bilder an ihre Seite stellen zu können.“

Die Gesprächsrunden des Symposiums hatten folgende Schwerpunkte:

(1) Die mediale Darstellung des Ostens im Westen und des Westens im Osten in der Fernseh-Gegenwart. (Wenige Wochen zuvor waren in Dänemark Karikaturen über den Propheten Muhammad veröffentlicht

worden, die von da aus um die Welt gingen und in der islamischen Welt allergrößte Empörung ausgelöst hatten.) (2) Geschichte: Kreuzzüge und Kolonialismus in der gegenwärtigen Literatur des Orients. Welche historischen Erfahrungen haben das westliche Bild vom Orient beeinflusst? (3) Wege: Veränderungen in den allerletzten Jahren in den gegenseitigen Feind- und Freundbildern. Projekte und Bilder ost-westlicher Annäherung.

(b) Mit denselben Veranstaltern fand im Mai 2008 ein Studientag im Begleitprogramm des Bonner UNO-Kongresses zur Biodiversität statt. Zuerst lautete der Auftrag, eine Veranstaltung darüber zu konzipieren, welchen ideellen Beitrag die Religionen zur Vielfalt der Arten auf der Erde geben. Statt dessen nannten wir unseren Studientag schließlich Die Vielfalt der Religionen in der einen Welt und legten den Akzent darauf, dass die religiöse Verschiedenheit auf der Welt, die durch die Medien immer enger zusammenwächst, kein Nachteil, sondern ein Vorteil für die Menschen darstellt. In unserer thematischen Eröffnung hieß es: „In der globalisierten Welt erscheint es als dringende Aufgabe der Welt-Innenpolitik und der verantwortlichen Religionsvertreter, die Grundlinien einer weiteren Entwicklung der Religionen in der von schrankenlosem Austausch von Menschen, Informationen, Kapital und Waren geprägten Welt vorzudenken. Anlässlich des großen UNO-Kongresses in Bonn hören wir, welche Auffassung wichtige Repräsentanten der Weltreligionen zu folgenden Fragen haben und miteinander diskutieren:

- Welche Grundlagen und Perspektiven enthalten die religiösen Quellen für das Miteinander der Religionen auf der einen Welt?
- Ist die Auffassung der Weltreligionen von der Wahrheit mit der Notwendigkeit des friedlichen Zusammenlebens zu vereinbaren?
- Welche Problempunkte erkennen die Religionsvertreter in ihrer Geschichte

und Lehre für eine Ko-Evolution der Religionen?

- Wie sehen sie das Verhältnis von regional und kulturspezifisch verwurzelter Identität und globaler Offenheit für die Anhänger ihrer Religion und die Anhänger anderer Religionen?
- Ist ein religiös verankertes Ethos und Lebensgefühl in einer globalisierten Welt (noch) nützlich oder (noch) anschlussfähig?
- Ist aus ihrer Sicht die Suche nach einem ethisch-politischen „Kondensat“ aller Religionen mit der Vitalität der Religionen, wie man sie heute wieder beobachtet, vereinbar?
- Gibt es eine Alternative zu solchem Weltethos? Lassen sich vielleicht Beratungs-Verfahren realisieren, um die offenen und latenten Konflikte der Religionen in der globalisierten Welt zu mäßigen?“

Ich muss zugeben, dass sich die Veranstaltergruppe zu viel vorgenommen hat. Viele dieser zum Teil gewagten Fragen wurden nur unzureichend erörtert. Aber ich bin noch heute sicher, dass wir richtige Fragen aufgeworfen haben, die uns in den nächsten Jahren weiter beschäftigen werden. Vor allem die Christen, aber selbstverständlich ebenso die Muslime werden darüber nachdenken und auch ihre Gefühle in dieser Reflexion mitnehmen müssen. Denn religiöse Gefühle gehen sehr tief, auch und vor allem das Gefühl, dass ja alle anderen unrecht haben müssen, wenn „wir“ recht haben.

(c) Im Herbst 2009 haben die Veranstalter wieder eine Vortragsreihe und ein Symposium über Christentum und Islam gehalten: *Ex Oriente Lux: Beirut und Kairo als religiöse Zentren von Muslimen und Christen im Nahen Osten*. In der Einladung hieß es: „Der Dialog zwischen Christen und Muslimen braucht neue Impulse. Nur dann können sich Fortschritte in der Debatte um Kulturdialog und gemeinsames Leben ein-

stellen. Wir schlagen einen Blick „über den Tellerrand“ vor. Dorthin, wo Muslime und Christen seit Jahrhunderten als Nachbarn zusammenleben. Wo das Neben- und Miteinander der Kulturen – in Spannungen, aber immer wieder auch in relativem Frieden – zum Alltag gehört. Eine Vortragsreihe stellt zwei alte Zentren von Islam und Christentum in den Mittelpunkt: Beirut und Kairo. In Kairo und Beirut begegnen sich Christentum und Islam als gelebte Religionen in unterschiedlichen Ausdrucksformen und Konfessionen. In Kairo wohnen schätzungsweise mehr als 12 Millionen sunnitische Muslime und zwei bis vier Millionen koptische Christen. In Beirut sind Christentum und Islam noch vielfältiger. Es gibt Sunniten und Schiiten sowie Drusen und Alewiten; unter den Christen leben u. a. Maroniten, Orthodoxe und Unierte. Beirut und Kairo zählen zu den bedeutendsten Zentren des Nahen Ostens. Eine lange Geschichte des Zusammenlebens von Christen und Muslimen zeichnet die Metropolen aus. Lernfelder für einen Dialog-Prozess, der in Deutschland erst in den Anfängen steckt, bieten sich geradezu an.

Ein Blick in diese Zentren nahöstlicher Kultur soll Schneisen öffnen und aus Sackgassen führen, in denen die hiesige Debatte um den interreligiösen Dialog und die soziale und politische Integration der Muslime steckenzubleiben droht.“

2. Veranstaltungen für Berufsgruppen und ehrenamtliche Multiplikatoren

Zum Schluss und möchte ich zwei Initiativen der katholischen Erwachsenen- und Familienbildung in Bonn vorstellen, bei denen deutlich wird, dass nach vielen Jahren die christlich-islamische Bildungs- und Dialogarbeit praktische Folgen für andere Ebenen kirchlichen Handelns zeitigt.

Marie und Murat im Kindergarten: Interreligiöse und interkulturelle Kompetenz. Eine Einführung für Erzieherinnen und Erzieher. Das Katholische Bildungswerk und

die Katholische Familienbildungsstätte Bonn haben vor mehr als fünf Jahren eine Initiative gegründet, die sich nennt „Kinder brauchen feste Wurzeln“ und sich mit Angeboten für Eltern und Erzieher für die religiöse Früherziehung von Kindern einsetzt. Die Einführung der Kinder in Themen der religiösen Kultur und des religiösen Lebens ist inzwischen in hohem Maße von der religiösen Vielfalt beeinflusst. Kinder erleben religiöse Verschiedenheit hautnah und brauchen daher Erzieher und Eltern, die ihnen auch darüber Auskunft geben können. Erzieher haben also ganz neu zu lernen, von Festen, Riten, Traditionen und Glaubenssätzen unter den Bedingungen der religiösen Vielfalt zu sprechen. Dies verlangt von ihnen, die Grundlagen der eigenen Religion besser kennen zu lernen, aber auch die andere Religion, in unserem Fall den Islam, gründlicher kennen zu lernen. Darüber hinaus ist es für die Erzieherinnen in Kindergärten wichtig, etwas über die religiöse Kultur der Muslime zu wissen, damit sie den Eltern der muslimischen Kinder besser begegnen können.

Der Kurs hat diesen Bedarf aufgegriffen. Wir haben die Fortbildung erstmals 2007 und 2008 im Sinne eines Pilotseminars angeboten. Ich nenne die Schwerpunktthemen: Welche Religionen gibt es in Bonn? – Glaube und Gottesbild – Symbole und Feste. Beispiele: Christliches Weihnachtsfest, islamisches Opferfest – Bildungsauftrag des Kindergartens oder religiöse Erziehung? – Die Aufgabe der Erzieher nach Maßgabe der pädagogischen Pläne und Gesetze – Das Recht der Kinder auf eine angemessene spirituelle und religiöse Bildung – Die Moschee als Ort der Religion, der Begegnung, der Kultur - Kinder in der Moschee – Unterschiedliche Gruppen und Gemeinden von Muslimen in Bonn (Rat der Muslime in Bonn) – Christliche und islamische Feste im Jahreskreis – Feste auf dem Lebensweg: Taufe, Beschneidung; Firmung und Konfirmation – Realisierte Ideen und Umsetzungsvorschläge für die Kindergartenpraxis – Grenzen und Möglichkeiten der

interkulturellen und interreligiösen Erziehung. Als Beispiel: Können Christen und Muslime zusammen beten? – Ermutigung zum Experiment

Der Kurs *Marie und Murat im Kindergarten* konnte nur durch Unterstützung des Kölner Referates für interreligiösen Dialog stattfinden; dies ist die verdienstvolle Nachfolgerin der oben genannten Ökumenischen Kontaktstelle für Nichtchristen. Der Kurs wird übrigens gerade zum dritten Mal angeboten und gehört zum Standardrepertoire der Kath. Familienbildungsstätte in Bonn. Nach dem ersten Durchgang haben wir im vorigen Jahr ein Lesebuch für Erzieherinnen aus den Materialien des Kurses zusammengestellt.

Während wir noch dabei waren, den Kurs für Erzieherinnen zu konzipieren, hat uns der Stadtdechant von Bonn gebeten, einmal zu versuchen, einen ähnlichen Qualifizierungskurs für ehrenamtliche Islambeauftragte in den Kirchengemeinden durchzuführen. Das Angebot haben wir für Ehrenamtliche im Rhein-Sieg-Kreis, im Kreis Euskirchen und in der Stadt Bonn ausgeschrieben. 16 Personen haben sich dafür angemeldet, und der Kurs wurde im Mai 2009 abgeschlossen. Der Ausschreibungstext enthielt u. a. folgende Sätze: „Die Muslime unter uns stellen uns vor die Aufgabe, ihnen als religiöse Menschen zu begegnen. Muslime und Christen glauben an den einen Gott, haben jedoch von ihm sehr verschiedene Vorstellungen. In diesem Kurs für ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Seelsorgebereichen besteht Gelegenheit, Religion und Lebensweise der Muslime besser kennen zu lernen. Gegenseitiger Respekt von Muslimen und Christen und in diesem Zusammenhang auch das Verstehen des eigenen Glaubens im Angesicht des anderen sind wichtige Ziele des Kurses. Die Fortbildung gibt Interessenten aus den Seelsorgebereichen die Gelegenheit, sich auf ihre Aufgaben in Begegnung und Dialog zwischen Christen und Muslimen vorzubereiten.“ Die Kurs-Themen: Lebensformen und Organisatio-

nen der Muslime; Begegnung mit islamischen Repräsentanten; Besuch einer Moschee; zentrale religiöse und ethische Themen des Islam; Auskunftsfähigkeit der Christen über ihren Glauben; muslimisches und christliches Familienleben; praktische Beispiele von Begegnung und Zusammenarbeit zwischen christlichen Gemeinden und muslimischen Gemeinschaften.

Auch bei diesem Kurs besteht die „Gefahr“, dass wir genötigt sein werden, mit ihm in Serie zu gehen, weil der Bedarf, einmal geweckt, vermutlich steigen wird. Denn Christen in den Gemeinden suchen nach Kompetenzerweiterung in einer religiös pluralen Situation. Die Radikalität des Pluralismus wird zunehmend mehr überzeugten Christen bewusst. Sie wissen und spüren, dass sie sich nicht mehr dagegen abschotten können. Sie entwickeln daher das Bedürfnis, nicht nur möglichst viel über ihre muslimischen Nachbarn zu wissen, mit ihnen über Themen des Alltags und der Religion kommunizieren zu können. Darüber hinaus wissen und spüren sie, dass die reale religiöse Pluralität die Christen in gewisser Weise unter Druck setzt, ihre eigene Auskunftsfähigkeit über ihren eigenen christlichen Glauben ins Spiel zu bringen und zuvor eigentlich erst einmal zu trainieren.

Ein Partner mit hohem Ansehen

Vor 120 Jahren wurde Oswald von Nell-Breuning geboren

Eine Gruppe Studenten keucht den steilen Anstieg zur Katholischen Akademie in Königstein im Taunus hinauf. Die jungen Leute streben zu einem Seminarraum, in dem der Pater Oswald von Nell-Breuning eine „Einführung in die katholische Soziallehre“ geben wird. Auf halbem Weg überholt ein schwächlicher älterer Herr die Männer, allesamt kaum über zwanzig Jahre alt. Halb ernst, halb belustigt mahnt er zur Eile und entfernt sich lockeren Schrittes. Oben angekommen, staunen die Studenten: Der rüstige Spaziergänger war Nell-Breuning und bei dieser Begebenheit schon in den Achtzigern. Sein Vater, erzählt der Pater den staunenden Seminaristen, sei stets sehr besorgt um ihn gewesen, „und deshalb habe ich mich sportlich nicht entfaltet“. Aber er sei viel zu Fuß gegangen und deshalb in Übung.

Auch heute noch spürt man die Ausstrahlungskraft des Jesuiten Oswald von Nell-Breuning. Ruhig, fast bewegungslos saß er seinen Gesprächspartnern gegenüber, veränderte kaum seine Position. Am 8. März wäre der Priester und Sozialwissenschaftler 120 Jahre alt geworden. Als in Russland die Oktoberrevolution ausbrach, war Nell-Breuning bereits vierundzwanzig, beim Ausbruch des Zweiten Weltkrieges neunundvierzig Jahre alt. Sich dies zu vergegenwärtigen, ist hilfreich, um jene Spanne erfahrener Geschichte zu ermessen, über die der „Nestor der katholischen Soziallehre“ verfügte. Die katholische Soziallehre wird mit seinem Namen verbunden bleiben, die Prinzipien der Solidarität und Subsidiarität, deren Verwirklichung für Nell-Breuning die

Grundlage eines menschenwürdigen Lebens war. Dass eine solche Lehre mit der Zeit gehen und neue Antworten suchen muss, war für ihn selbstverständlich; ebenso die Verpflichtung der Kirche, sich in die Politik einzumischen, wenn dort „schwer gegen Gottes- und Menschenrechte verstoßen wurde. Sie muss ihre Stimme erheben und dagegen Einspruch vortragen, sie darf die Dinge nicht einfach treiben lassen. Soweit es sich aber nicht um Gut und Böse, um Recht und Unrecht handelt, sondern nur um Fragen der Zweckmäßigkeit oder der Erfolgchancen, muss sie es den Politikern überlassen, nach jeweils eigener Einsicht zu handeln“.

Dann vergaß er jede Zurückhaltung, dann sprach er vom „ungeheuren Raubbau“, den die jetzigen Generationen an der Erde betrieben und den es zu stoppen gelte. Ebenso wenig vergaß er, als Diener seiner Kirche Missstände innerhalb der Kirche aufzuzeigen, allen voran im kirchlichen Arbeitsrecht, wo er forderte, die Kirche müsse der Menschenwürde ihrer Angestellten „ein höheres Maß an Achtung zeigen“.

Im Jahre 1911, da der in Trier als Sohn eines Weingutbesitzers geborene Nell-Breuning der Gesellschaft Jesu beitrug, war Konrad Adenauer schon seit fünf Jahren Beigeordneter der Stadt Köln. Der erste Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes nach dem Zweiten Weltkrieg, Hans Böckler, war nur ein Jahr zuvor, 1910, gewerkschaftlicher Bezirksleiter in Schlesien geworden. Alle drei sollten Jahrzehnte später eine herausragende Rolle beim Gelingen des politischen Experimentes spielen, das den Namen Bundesrepublik Deutschland erhielt. Damit erlebte Oswald von Nell-Breuning seine vielleicht größte und segensreichste Wirksamkeit in den Gründerjahren der neuen Republik: Der Jesuitenpater gestaltete die soziale Marktwirtschaft mit. Was seither unter dem Begriff der Sozialpartnerschaft manchen Belastungen und Verdächtigungen ausgesetzt war, wurde von ihm in Zusammenarbeit mit den Parteien, Gewerkschaften und Unternehmern ins Werk gesetzt.

Der gelehrte Geistliche war 1921 zum Priester geweiht worden und wurde 1928 in Münster promoviert. Als Berater von Papst Pius XI. hatte er wesentlichen Anteil an der Formulierung der Sozialzyklika „Quadragesimo anno“ aus dem Jahr 1931. Das päpstliche Schreiben war in der damaligen Zeit wichtig. Zu lange schon hatten die Arbeiter der Kirche den Rücken gekehrt. „Ich rechne fest damit, dass die katholischen Arbeiter, denen ich diese späte Wiedergutmachung erkämpft habe, durch ihre Fürsprache bei Gott mir eine selige Sterbestunde erleben werden, der ich mit großer Erwartung entgegen sehe“. Doch der Pater wurde 101 Jahre alt.

Ungefähr vierzig Jahre später setzt Nell-Breuning auf der Würzburger Synode durch, dass dort im Papier über das Verhältnis von Kirche und Arbeitern von einem „fortwirkenden Skandal“ die Rede ist, an dem die Kirche nicht unschuldig gewesen sei. Wenn dabei die Rede auf Karl Marx kam, war von dem Pater zu hören: „Das Schlimmste an dem Marx war, dass er keiner von uns war!“ Er wollte damit ausdrücken, dass „keiner von uns“ sich damals rechtzeitig aufgemacht und sich zum Denker und Vorkämpfer für die Verbesserung der Lage der Arbeiter gemacht hat, als sie rechtlos, ausgebeutet, ohne Hoffnung, diskriminiert und in Not waren.

Seit 1928 lehrte der Sozialwissenschaftler an der Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt am Main. Weder für die Kirche noch für die Gewerkschaften, auch nicht für die Politiker, welcher Partei auch immer, war Nell-Breuning ein bequemer Partner – und dennoch gelang es ihm, bei allen, die mit ihm zu tun bekamen, hohes Ansehen nicht nur zu bewahren, sondern über die Jahre noch zu steigern.

Begegnungen mit „Herrn von Nell“ sind geprägt von einer nüchternen Sachlichkeit und Lebenshaltung eines Jesuiten der alten Schule. Da stellt sich die lange Gestalt des Paters neben einen um fast vierzig Jahre jüngeren Mitbruder, klopft ihm freundlich auf die Schulter und meint: „Aber Pater R., so konservativ kann man doch heute nicht mehr sein“.

Über die Arbeit

An sich gearbeitet hat der Gelehrte in der Tat sein Leben lang. Mit seinen umfassenden Kenntnissen und seinem unbestechlichen Urteil hatte er großen Einfluss gewonnen.

Vor seinem mächtigen Schreibtisch steht ein kleiner Tisch, an dem schon viele Besucher Platz genommen haben: Bundeskanzler, Gewerkschaftsführer, Unternehmer, Wissenschaftler. Seine Arbeitsgebiete sind wirtschaftliche Mitbestimmung, Rente, Vermögensbildung, Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und die Auseinandersetzung mit der kapitalistischen und marxistischen Gesellschaftsordnung. Er bezeichnet sich als „Adoptiv-Vater“ der dynamischen Rentenversicherung (1957) und machte den Gewerkschaften klar, dass man nicht Arbeitszeitverkürzung (die er unterstützte) bei gleichem Lohn fordern könne.

Genauigkeit ist Teil einer Lebensweise, die dem Ordensmann zur Lebensregel wurde. Mit durchdringendem Blick und wachen Augen, schaute er den Besucher an. Konzentriert, mit wohlwollender Aufmerksamkeit hörte er zu und beantwortete Fragen – freundlich und mit Achtung vor seinem Gegenüber.

Sein Arbeitszimmer ist zugleich seine Wohnung, eine Studierzelle, höchstens zehn Quadratmeter groß. Der einzige Schmuck sind die Bücher in den Holzregalen. Der produktive Geist, der etwa tausendachthundert Publikationen hervorgebracht hat, ist nun erloschen. Neben dem Schreibtisch steht auf einem kleinen Gestell eine alte Schreibmaschine. Auf ihr schrieb er mit eigenen Händen seine vielen Manuskripte. Abends, so sagte der Wissenschaftler, räume er stets seinen Schreibtisch auf. Er wisse ja nicht, ob er am nächsten Morgen noch einmal dorthin zurückkehren werde, um Zeitungen zu studieren, in eigenen Schriften oder in der Bibel (meist ohne Brille) zu lesen. Er wolle keinem zu Last fallen mit der Ordnung des Nachlasses. Worin besteht sein Nachlass?

Ist es bloß die Summe von den vielen Veröffentlichungen, die er im Laufe seines langen Lebens zusammengetragen hat?

Ein Blick auf die Bücherregale zeigt, dass er während seines Lebens geschrieben hat: 1928 die Dissertation „Grundzüge der Börsenmoral“, 1930 „Aktienrecht und Moral“, 1932 „Die soziale Enzyklika“ (Erläuterungen zu „Quadragesimo anno“), mit 1950 und 1959 unveränderten Neuauflagen, 1947 bis 1950 das „Wörterbuch der Politik“ (fünf Teile). Die Publikationspause vor 1945 war vom nationalsozialistischen Regime erzwungen worden, zuerst mit Schreibverbot, dann 1943 durch ein Sondergerichtsurteil, das ihn zu drei Jahren Zuchthaus verurteilte. Die Strafe musste er jedoch nicht verbüßen.

1956 bis 1960 brachte Nell-Breuning die drei Bände „Wirtschaft und Gesellschaft heute“ heraus. 1968 schrieb er über die „Mitbestimmung“, zum „Streit“ darüber und über „Baugesetze der Gesellschaft“. 1969 erschienen die Werke „Mitbestimmung – Wer mit wem?“ und „Auseinandersetzungen mit Karl Marx“, 1970 „Aktuelle Fragen der Gesellschaftspolitik“, 1972 „Wie sozial ist die Kirche?“, 1974 „Kapitalismus – kritisch betrachtet“ (Neuausgabe 1986). 1975 veröffentlichte Nell-Breuning „Grundsätzliches zur Politik“, „Der Mensch in der heutigen Wirtschaft“, 1977 „Soziallehre der Kirche – Erläuterungen der lehramtlichen Dokumente“ (Neuausgabe 1983), 1979 „Soziale Sicherheit?“, 1980 erschien „Gerechtigkeit und Freiheit“, 1982 „Arbeit vor Kapital“, 1983 „Worauf es mir ankommt“, 1985 „Arbeitet der Mensch zu viel?“ und 1987 „Unsere Verantwortung“. Er hat viel geschrieben im Laufe seines Lebens: „So viel schreiben wie ich kann nur ein amüsischer Mensch“, sagt er von sich selbst, und es klingt fast entschuldigend, dass er mit dieser Gottesgabe nicht auch noch dienen kann. Er raucht nicht, trinkt auch kaum Wein, „unwürdig meines Weinberg-Vaters“.

Sein Lebenswerk wird u. a. mit dem Buch „Oswald von Nell-Breuning – Unbeugsam für den Menschen“ (1989) gewürdigt.

Oswald von Nell-Breuning versteht Arbeit als menschliche Tätigkeit, „in der der Mensch etwas Sinnvolles tut, worin er die Erfüllung seines Daseins finden kann. So können Dinge, die heute in ihrer Bedeutung unterschätzt, ja völlig verkannt werden, ihre Anerkennung finden als vollgültiger Beruf“. Der Jesuit wendet sich gegen das Anspruchsdenken. Man müsse jemanden zumuten können, „zeitweilig auch eine Tätigkeit auszuüben, die wir als niederen Ranges ansehen, weil dafür Bedarf besteht“. Man vergebe sich damit nichts. „Im Gegenteil, damit bewährt sich der Mensch“. Es sei des Menschen Dienst, mitzuhelfen, die Dinge der Welt zu ordnen. Dienst ist wohl auch ein Schlüsselwort, das einen tiefen Zugang zum Wirken Nell-Breunings eröffnet. Eigene Person und persönlicher Anspruch des Paters treten hinter dem Dienst, den er selbst leistete, zurück. „Herzhaft anpacken“, wollte er die Missstände, die er anprangerte, „sie verändern, gegebenenfalls umkrepeln und vom Kopf auf die Füße stellen“ – und so gehörte auch der sehr genau zu lesende Nachsatz zu diesem Jesuiten: „Insofern stimmt die Lehre Jesu Christi mit derjenigen von Karl Marx überein“.

Priester und Wissenschaftler

Schon früh hatte Nell-Breuning den Wunsch, Priester zu werden. Die Frau des Regierungspräsidenten fragte seine Mutter, was ihr Sohn nach dem Abitur studieren wolle. Als diese antwortete: „Theologie“, kommentierte die Dame mitleidig: „Ach, reicht es nicht zu mehr?“ Sie bemerkte den Ausrutscher und versuchte mit den Worten zu beschwichtigen: „Na ja, dann wird Ihr Sohn eben Bischof von Trier“. So waren damals die preußischen Vorstellungen: Reicht es nicht für den Dienst als preußischer Regierungsrat, dann vielleicht für einen katholischen Bischofsstuhl. Das Gymnasium in Trier, an dem Nell-Breuning die Reifeprüfung abgelegte, hatte weitere berühmte Abiturienten: Karl Marx und Kardinal Joseph Höffner.

Nell-Breuning studierte zunächst, um sein Denken zu schulen, Mathematik und andere Naturwissenschaften, schließlich befasste er sich mit den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. 1910 begann er das Studium der Theologie, und zwar auf Drängen des Bischofs seiner Heimatstadt Trier in Innsbruck. Dort war die Fakultät von den Jesuiten (Karl Rahner) getragen. Nell-Breuning, der eigentlich Weltpriester werden wollte, kam dann zu der Überzeugung, es sei besser, sich erst in der Gesellschaft Jesu „schleifen zu lassen“, ehe man auf die Menschheit losgelassen wird.

Ein Kardinal hat ihn zu Lebzeiten einen „unbequemen Mann“ genannt. Das tat ihm immer gut, obwohl er sich nicht sicher war, dass dieser Satz nur als Kompliment gemeint war. Als Ehrenbürger der Stadt Frankfurt am Main hat er dazu einmal geäußert: „Es stimmt: Ich sage, was ich denke, und zu dem, was ich denke und sage, dazu stehe ich. Damit ist man unbequem“. Vielleicht war es so seine Kompromisslosigkeit, die ihn in der eigenen Kirche unbequem machte, auch seine Forderung, gerade wer für die Kirche spreche, müsse sich auf jeden Fall zuerst mit Sachkompetenz bemühen: „Weil die Theologie Himmel und Erde umfasst, halten manche Theologen sich für allzuständig. Das ist ein weit verbreiteter Irrtum“.

So unerbittlich sein Diskussionsstil auch war, er verletzte nie die Person des Diskussionspartners. Im Gegenteil, es war ein Zeichen der Achtung vor dem Mitmenschen, mit dem er um Wahrheiten rang. Inhaltliche Tabus waren ihm unbekannt, speziell die marxistische Ideologie analysierte er unvoreingenommen, um dann aber das vernichtende Fazit zu ziehen: „Erst wenn alles Fehlerhafte, worauf Marx mit seiner Kritik uns aufmerksam gemacht hat, wenigstens grundsätzlich berichtigt und ausgeräumt sein wird, so dass wir dieses Stachels in unserem Fleisch nicht mehr bedürfen, erst dann ist dieser große Gegner überwunden“.

Enge Freunde hatte Nell-Breuning kaum; sein nüchterner Charakter stand dem entgegen. Zu wem er freilich Vertrauen gefasst hatte, dem begegnete er nicht nur höflich, sondern herzlich und mit dem konnte er leidenschaftlich über die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Vorgänge der Gegenwart diskutieren. Analytischen, begrifflich geschulten Sachverstand mit brillanter Rhetorik zu vereinen gehörten zu seinem Stil. Schließlich glaubte er, man könne sich bei Diskussionen die meiste Zeit sparen, wenn man erst definiere, worüber man rede. Die, die ihn besucht haben, wissen, dass Nell-Breuning keiner war, der Wasser predigt und Wein trinkt.

Ein Priester arbeitet nach der Weihe in der Regel zuerst in der Gemeinde. Diese Erfahrung ist Pater von Nell-Breuning, dem sozialen Denker, der sich um den Menschen sorgt, nie zuteil geworden. Doch der Jesuit ist ein tiefgläubiger, frommer und demütiger Priester. Seine wissenschaftliche Tätigkeit sieht er als Dienst am Menschen, als Verwirklichung der christlichen Nächstenliebe: Gott dienen im Dienst am Nächsten.

Im Alter von 101 Jahren ist Oswald von Nell-Breuning am 21. August 1991 in Frankfurt am Main ohne Angst vor dem Tod gestorben, wohl aber mit der Gewissheit, „dass der liebe Gott endlich ein Einsehen mit mir hat und sagt: Jetzt habe ich ihm lange genug Zeit gegeben, um an sich zu arbeiten“. Er war ein tiefgläubiger, frommer und demütiger Priester: „Wenn Gott mir die Gnade schenkt, dass ich weiter imstande bin, die heilige Messe zu feiern, dann nehme ich mit Dank alles an, was mir das Alter an Elend und Schwäche bringt“.

Kein Zweifel: Die Patriarchen vor der Sintflut wurden älter als die Menschen heute – das Buch Genesis beweist es. Adam brachte es auf neunhundertdreißig Jahre, Set auf neunhundertzwoölf, Enosch auf neunhundertfünf und Metuschelach auf neunhundertneunundsechzig. Gemessen da-ran war Oswald von Nell-Breuning ein junger Mann.

In der Traueranzeige der Norddeutschen Provinz der Jesuiten, Jesuitenkommunität und des Kolleg Sankt Georgen in Frankfurt am Main und der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt am Main wird verfügt: „Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; sie werden gesättigt werden“. (Mt. 5, 6). „ Aus dem Geist des Evangeliums hat er sich bis in sein hohes Alter für die Benachteiligten eingesetzt“.

Der damalige Jesuitengeneral Peter Hans Kolvenbach würdigte den Verstorbenen als eine „unbestechliche und unbeugsame Gestalt“. Kolvenbach hob die geistige Freiheit, die Beweglichkeit und die Glaubwürdigkeit des Jesuiten hervor und bescheinigte ihm eine unbestreitbare Sachkompetenz und einen nüchternen Wirklichkeitssinn. Seine Stimme sei über konfessionelle und ideologische Grenzen hinweg stets aufmerksam gehört worden.

Oswald von Nell-Breuning hat hundert Jahre erlebt, die ungeheuren Fortschritt gebracht haben. Dennoch kannte der Priester die Grenzen des Fortschritts. In den zwanziger Jahren des letzten Jahrtausend, erzählte er, habe er mit der Straßenbahn von Sankt Georgen bis zum Frankfurter Hauptbahnhof fünfzehn Minuten gebraucht, vor wenigen Jahren für dieselbe Strecke immerhin achtzehn Minuten. Er ist ein Beispiel dafür, was ein Mensch ohne jede Macht allein durch seine klaren Gedanken und seine unbestechliche Wahrhaftigkeit bewirken kann.

Elisa Stams: Das Experiment Jugendkirche. Die ersten Jahre der Jugendkirche TABGHA in Oberhausen. Eine exemplarische Fallstudie zur Problematik jugendpastoraler Neuorientierung. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2008. 479 S.; 48,00 Euro.

Als eine der ersten ihrer Art war im Jahr 2000 unter Anwesenheit des damaligen Essener Bischofs Luthé die Jugendkirche „TABGHA“ in Oberhausen eröffnet worden. Bis heute gilt sie als Ursprungs- und Vorzeigeprojekt der vielen, seitdem entstandenen Einrichtungen. (Es sei nur am Rande angemerkt, dass mit der Jugendkirche in Leverkusen-Opladen bereits seit 1995 ein vergleichbares Angebot existiert.) Elisa Stams widmet sich mit ihrer von der Universität Essen (R. Englert) angenommenen Dissertation der Entstehung und Entwicklung dieser zunächst als fünfjähriges Experiment angelegten Einrichtung, wobei die Frage in den Mittelpunkt rückt, inwieweit es gelingt, mit diesem Ort und dieser Weise der Jugendpastoral kirchlich distanzierte Jugendliche anzusprechen.

Selbst der kirchlichen Jugendarbeit in Oberhausen entstammend (59), gelingt es ihr, eine wohlwollende Distanz zum Thema einzunehmen, um sich auf dem Hintergrund des gegenwärtigen „Strukturwandels“ von Jugend, Religion, Gesellschaft und Kirche (23-56) sowie mittels einer qualitativ-explorativen Methodik (prozessbegleitende, mit Mitarbeitern und Beteiligten geführte sowie einmalige, zu einzelnen Anlässen mit Besuchern geführte Interviews, teilnehmende Beobachtung von Veranstaltungen und Gremiensitzungen, Sichtung von Dokumentationen während rund zweieinhalb Jahren; vgl. 59–66) einer Antwort zu nähern.

Fast minutiös zeichnet Stams die Entstehungsgeschichte von „TABGHA“ nach. Und bereits zu Beginn wird deutlich, wie sehr die Frage der Milieuerengung gegenwärtiger Jugendpastoral (noch einmal bestätigt in der neuesten, von BDKJ und Misereor in Auftrag gegebenen Milieustudie „Wie ticken Jugendliche?“; vgl. auch 47-54) leitend ist (77-83). Ihr wollen die Initiatoren mit einer dem Bild einer „Tankstelle“ (86f) vergleichbaren Angebotsstruktur entgegenwirken, um vor allem eher ‚kirchenferne‘ Jugendliche zu erreichen. Damit wird der erste von insgesamt vier leitenden

„Aspekten“ (Zielbeschreibungen) erkennbar, von denen aus die Angebote der Jugendkirche beurteilt werden sollen: „Milieuüberschreitung“, „Inkulturation“, „Partizipation“ und „Kooperation“ (171–184; 185–418). Ausführlich werden zunächst typische Programmangebote der Jugendkirche beschrieben, bevor die vier Aspekte einzeln in ihrer theologischen Bedeutung dargestellt und hinsichtlich ihrer konkreten Umsetzung untersucht werden.

Der Aspekt der „Milieuüberschreitung“ lässt erkennen, wie problematisch die Erschließung neuer Zielgruppen bzw. neuer Milieus ist, denn zunächst sind es die „bekannten Gesichter“, die die Jugendkirche für sich entdecken: kirchlich beheimatete Jugendliche und – eigentlich nicht erwünschte – Erwachsene (189–213). Auch der Mechanismus einander ausschließender Milieus führt zur Frage, welches denn das (richtige) Profil wäre. Dabei rückt neben der Lösung, kirchlich beheimatete Jugendliche als Multiplikatoren einzubinden, die Frage nach der Gestaltung niedrigschwelliger Erstkontakte in den Mittelpunkt. Wege sind hier die Ausrichtung von Events und Jugendkulturprojekten, die Suche nach Kooperationen mit Schulen und eine kreative Öffentlichkeitsarbeit (213–252). Doch zeigt sich, dass die „für die Jugendkirche konstitutiven“ religiösen Angebote von vorneherein selektiv wirken (263). „TABGHA“ füllt also eher die Lücke, die sich für kirchlich Interessierte zwischen ihrem Jugendverband und ihrer Ortsgemeinde öffnet. Gänzlich religions- oder kirchenabstinente Jugendliche erreicht auch sie kaum.

Ein zweiter Aspekt der Jugendkirche ist der Versuch, Möglichkeiten der „Inkulturation“, d.h. der gegenseitigen Durchdringung von Evangelium und Jugendkultur zu bieten. Die beiden jugendkulturellen Projekte „Jesus an der Ruhr“ (Stationen des Lebens Jesu wurden in Alltagssituationen fotografisch umgesetzt) und das Musical-Projekt „GODSPELL“ belegen, dass solche Aktionen zumindest zu einem intensiven Nachdenken anregen (276). Tiefere, emotional induzierte Aneignungsprozesse bieten die verschiedenen Gottesdienstangebote. Ebenfalls reflektiert werden Chancen und Grenzen von Events und die Bedeutung der Raumgestaltung. Die Ergebnisse zeigen, dass wechselseitige Veränderungsprozesse von Kirche und Jugend möglich sind, aber auf beiden Seiten eine Veränderungsbereitschaft voraussetzen.

Hinsichtlich der „Partizipation“ wird erkennbar, wie schwierig die Balance zu finden ist zwischen notwendiger Planungssicherheit und Professionalisierung einerseits (bes. angesichts des eigenen

Anspruchs der Jugendkirche als attraktive „Tankstelle“; 352–356) und der Eröffnung von Mitwirkungs- und Mitentscheidungsmöglichkeiten (angesichts der v.a. von den Verbänden geprägten Tradition kirchlicher Jugendarbeit; 357) andererseits. Gelungene und weniger gelungene Versuche („Forum“, „Beraterteam“, „Kultwerkstatt“; 338–350) führen zur Erkenntnis, dass beide Pole sich gegenseitig bedingen und nicht zugunsten einer Seite aufgelöst werden können.

Zur Situation der Jugendkirche gehört es, sich in bestehende kirchliche und außerkirchliche Angebote und Strukturen einzupassen, um nicht in einen gegenseitigen Verdrängungswettbewerb gezogen zu werden. Der Grat zwischen wünschenswerter Bereicherung und unerwünschter Konkurrenz ist schmal. Vor allem die „Kooperation“ mit der Ortsgemeinde, mit der der Kirchenraum gemeinsam genutzt wird (393–409), und den vorhandenen Angeboten verbandlicher Jugendarbeit (KJG-Pfarrgruppe) stellt eine Herausforderung dar (373–380). Spätestens dort, wo nicht mehr kirchenferne, sondern bereits in Verbänden engagierte Jugendliche zur Zielgruppe werden, beginnen Konflikte mit dem BDKJ-Stadtverband, zumal damit die ursprüngliche Zielsetzung von „TABGHA“ verlassen wird (380–392). Hier wird erkennbar, wie notwendig eine Abstimmung innerhalb eines Gesamtrahmens der verschiedenen Ebenen der Pastoral (Ort – Stadt – Bistum) ist.

Insgesamt zeigen sich Chancen und Grenzen des einstmals gefeierten Instruments „Jugendkirche“. Zwar stellt es eine erfreuliche, im Blick auf junge Menschen vielleicht gar notwendige Bereicherung des kirchlichen Lebens dar, doch die Erschließung neuer Zielgruppen – ihr eigentliches Ziel – gelingt damit nur bedingt. Wichtig ist daher wahrzunehmen, dass die Jugendkirchen nur ein Instrument unter anderen sind und andere Instrumente, wie etwa die Offene Kinder- und Jugendarbeit oder die kirchliche Jugendsozialarbeit, weit aus intensiver und auch effektiver zur Begegnung mit „kirchenfernen Milieus“ führen.

Die zahlreichen Details der Studie ermöglichen einen tiefen Einblick in Konzeption und Praxis der Jugendkirche „TABGHA“. Die instruktiven Kapitelüberschriften und die weiterführenden Zusammenfassungen erleichtern dabei die Lektüre. Mehrere Fotos und eine Vielzahl an Interviewausschnitten machen die Untersuchung lebendig und ermöglichen zugleich das Nachvollziehen der Darstellung.

Patrik C. Höring

Unter uns

Auf ein Wort

„Wenn ich nicht bald so lebe wie ich lehre, werde ich bald so lehren wie ich lebe.“
Dietmar Mieth

(aus: Moraltheologisches Buch Jahrbuch 1, 1989, 184 – 185.)

Der Kommunionhelfer von morgen?

Einen außerordentlichen Kommunionsspender der anderen Art stellt man in den USA vor:

„Benutzen Sie den Reinheitskommunionsspender während der Erkältungs- und Grippezeit, um die Übertragung von Erregern zu verhindern, oder nutzen Sie ihn das ganze Jahr über, um Kosten, Zeit und Personal, die zur Kommunionausteilung benötigt werden, um 50 Prozent zu reduzieren.“

(Der Kommunionsspender wird vom Priester in einer Hand am Griff gehalten. Betätigt er den „Abzug“ am Griff, fällt eine Hostie in Hand des Gläubigen.)

(Quelle: <http://www.puritysolutions.org>)



Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E